

# Vorüberlegungen zu einer „Theorie sozialer Probleme“

Von Günter Albrecht\*

## 1. Vorbemerkung

Überlegungen zu einer „Theorie sozialer Probleme“ anzustellen, bedarf mit Sicherheit einer gewissen Rechtfertigung. Erstens ergibt sich für denjenigen, der sich wissenschaftlich oder praktisch mit sozialen Problemen beschäftigt, sofort die Frage, ob es sich angesichts der Unzahl vielfältigster „sozialer Probleme“ überhaupt lohnt, nach *einer* Theorie sozialer Probleme zu suchen, da diese *eine* Theorie unterschiedlichste Phänomene erklären müßte<sup>1</sup>. Zweitens fühlen sich theoretisch-systematisch denkende Soziologen meist sehr unwohl, wenn sie sich theoretisch mit einem Gegenstandsbereich befassen sollen, dessen Name aus der *Alltagssprache* stammt und aus diesem Grunde, da keine wissenschaftliche Kategorie, unpräzise bestimmt zu sein scheint. Drittens wird man sich sofort fragen, ob es einen definitiven Unterschied zwischen den üblicherweise als „soziologische Theorien“ bezeichneten Theorien zur Erklärung gesellschaftlicher Phänomene und einer „Theorie sozialer Probleme“ gibt und worin gegebenenfalls diese Differenz besteht<sup>2</sup>.

Um angesichts dieser potentiellen Mißverständnisse eine gewisse Klarheit über die Absichten dieses Beitrages herbeizuführen, sei hier kurz eine Bemerkung vorangestellt. Es wäre sicher utopisch, zum jetzigen Zeitpunkt nach einer „Theorie“ zu suchen, die erlauben würde, alle „sozialen Probleme“ kausal zu *erklären*, vor allem angesichts der Tatsache, daß gerade das Explanandum, die „sozialen Probleme“, inhaltlich nicht bestimmt ist und kein allgemeiner Konsens, weder im Bereich der Wissenschaft, der Praxis noch der Öffentlichkeit darüber besteht, was zu einem gegebenen Zeitpunkt als „soziales Problem“ zu gelten hat. Um das Problem noch stärker zugespitzt zu formulieren: Uns scheint die *im Augenblick* in der Erforschung der sozialen Probleme dringlichste Aufgabe nicht darin zu bestehen, jene Theorien auszumachen bzw. zu entwickeln, die erlauben würden, die möglichst größte Zahl von „anerkannten“ sozialen Problemen zu erklären, sondern jene Prozesse zu untersuchen, durch die bestimmte gesellschaftliche Situationen und Bedingungen zu „sozialen Problemen“ werden. Damit ist nichts gegen die Konstruktion von Theorien zur Erklärung von spezifischen sozialen Problemen bzw. von Beziehungen zwischen verschiedenen sozialen Problemen gesagt; im Gegenteil, sie sind für die Entwicklung allgemeiner soziologischer Theorien,

\* Bei der ersten Bearbeitung der behandelten Fragen habe ich in einem gemeinsamen Forschungsprojekt mit *Udo Nouvertné* intensiv diskutieren können und eine gemeinsame Kurzfassung erarbeitet. Dieser Aufsatz stellt jedoch eine solche Modifikation und Erweiterung dar, daß ich ihn allein zu verantworten habe. Mein Dank gilt *Udo Nouvertné* dennoch ohne Einschränkung.

vor allem aber für gezieltes gesellschaftspolitisches Handeln von entscheidender Bedeutung. Wenn die Soziologie sozialer Probleme sich jedoch – wie in der Vergangenheit – ausschließlich auf diesen Aspekt der Forschung konzentrieren würde, säße sie einem „Scheinproblem“ auf; denn sie verfehlte das „Problematische“ an den sozialen Problemen, die Konstitutionsbedingungen ihres Gegenstandes. Bedenkt man diese Vorüberlegungen, so dürfte es auch nicht weiter anstößig sein, daß der Terminus „soziale Probleme“ kein originär *wissenschaftlicher* Terminus ist; denn die Karriere von einer bestimmten gesellschaftlichen Kategorie betreffenden „problematischen Situation“ zum „sozialen Problem“ ist eben keine wissenschaftliche Abstraktionsleistung, sondern ein gesellschaftlicher Prozeß, an dem die Wissenschaft allenfalls am Rande mitwirkt<sup>3</sup>. Um die Absichten dieser Arbeit noch konkreter zu erläutern, sei uns noch folgende Bemerkung erlaubt: Es geht uns nicht darum, einen ausgewogenen Überblick über alle zur Zeit existierenden theoretischen Ansätze in der Soziologie sozialer Probleme zu geben, sondern die besonders heftig diskutierten grundsätzlichen Streitfragen in einzelnen Aspekten zu behandeln. Die Tatsache, daß die benutzte Literatur im deutschen Sprachraum nahezu gar nicht systematisch – wenn überhaupt – rezipiert wurde, bewirkt die Notwendigkeit, sich im Detail mit ihr zu beschäftigen. Der begrenzte Raum zwang deshalb zur Konzentration auf ausgewählte theoretische Probleme. Bedauerlich ist, daß auch materialistische Positionen aus diesem Grunde hier nicht behandelt werden konnten, obwohl gerade sie als „Kontrastmittel“ vielleicht besonders geeignet gewesen wären. Soweit unsere Vorbemerkung!

## II. Die Hintergründe für die Aktualität der Fragestellung

Daß eine „Theorie sozialer Probleme“ auf ein beträchtliches Interesse bei Sozialwissenschaftlern, bei politisch Handelnden und praktisch Tätigen im Sozialbereich rechnen kann, erscheint auf den ersten Blick einleuchtend. Deshalb verzichten wir hier auf eine ausführliche Begründung für die Beschäftigung mit dieser Fragestellung. Immerhin darf ich auf folgende Aspekte verweisen: In vielen Definitionen von Soziologie als Wissenschaft und in Aussagen zu den konstruktiven Leistungen der Soziologie für die Gesellschaft wird darauf verwiesen, daß die Soziologie u. a. damit befaßt ist, „soziale Probleme zu analysieren, zu erklären und Wege zu ihrer Behandlung aufzuzeigen“. Tatsächlich existiert eine ganze Fülle von speziellen Soziologien, die sich je mit speziellen „sozialen Problemen“ beschäftigen und eine Fülle von empirischen und theoretischen Arbeiten zusammengetragen haben. Daß es eine enorme wissenschaftliche Aufgabe und gleichzeitig für die Öffentlichkeit eine große Hilfe wäre, eine Theorie zu entwickeln, die die Vielzahl unterschiedlicher Probleme erklären könnte, versteht sich demnach fast von selbst. Vor allem ist in diesem Zusammenhang zu bedenken, daß nicht von der Erklärung *irgendwelcher* gesellschaftlicher Phänomene die Rede ist, sondern von solchen, die zumindest für gewisse gesellschaftliche Gruppen Kosten und Leidensdruck hervorrufen, so daß ein besonders nachhaltiges Bedürfnis entsteht, durch gezieltes, wissenschaftlich angeleitetes Handeln diese negativen Situationen auszuräumen bzw. einzudämmen oder sogar durch die Nutzung von Prognoseverfahren präventive Maßnahmen zu konzipieren, zu implementieren und anzuwenden.

Nun könnte man sich aufgrund der Tatsache, daß sich die Öffentlichkeit bei einigen zentralen „sozialen Problemen“ über deren Status als soziale Probleme klar und einig ist, verleiten lassen, die wissenschaftliche Erforschung sozialer Probleme so zu verstehen, daß es bei ihr nur darum ginge, *objektive* und *zweifelsfreie* soziale Probleme zu erklären. Je weiter man sich aber von gewissen „zentralen Problemen“ entfernt, desto schwächer und schmäler wird – auch bei Wissenschaftlern – der Konsens in bezug auf die Frage, ob bestimmte Ereignisse, Situationen, Bedingungen etc. „soziale Probleme“ sind. Auf der anderen Seite spricht vieles dafür, daß sich durch den Ausbau der Kommunikationsmedien die Chancen erhöht haben, gesellschaftliches Wissen über „problematische Situationen“ zu verbreiten und „öffentlich“ werden zu lassen. So geht z. B. *Erwin O. Smigel* (1971) davon aus, daß die Sensitivität gegenüber potentiellen sozialen Problemen durch die Expansion der Massenmedien und durch die Ausweitung des Bildungswesens erhöht worden ist. Diese Aussage darf jedoch nicht dahingehend mißverstanden werden, daß die diversen Massenmedien sozusagen als objektive und zuverlässige Beobachtungssysteme fungieren, die durch ihre Berichterstattung eine nicht-selektive Diffusion von objektiven Informationen über problematische gesellschaftliche Erscheinungen von der „Basis“ zu den öffentlich relevanten Personengruppen sicherstellen. Im Gegenteil, wie wir aus vielen empirischen Studien wissen, gibt es eine ganze Reihe von Selektionsfiltern, die darüber entscheiden, welche Informationen überhaupt als Input in das Nachrichtenwesen gelangen, welche die verschiedenen Stufen der Auswahlstadien „erfolgreich“ durchlaufen und welche Informationen in welcher Form veröffentlicht werden<sup>4</sup>. Es darf dabei nicht nur an die in der politischen Diskussion immer wieder in den Vordergrund gerückte Figur des Herausgebers bzw. des in der Regel von ihm stark beeinflussten Chefredakteurs gedacht werden, sondern es spielen mit Sicherheit Faktoren eine Rolle wie: vom Informanten vermutetes gesellschaftliches Interesse an der potentiellen Information, soziale bzw. speziell berufliche Beziehungen zwischen Informanten und Reporter, Angebot an sonstigen neuen „Nachrichten“, berufliche Ethik und Berufsroutinen der Redakteure, gegenwärtige politische und allgemein gesellschaftliche Situation, innerbetriebliche Organisation und vor allem interne soziale Kontrolle. Es gibt so gesehen eigentlich keinen einzelnen „gate keeper“, der in der Lage wäre, aus Nachrichten über gesellschaftlich problematische Ereignisse „soziale Probleme“ zu machen, sondern allenfalls eine Serie von „gate keepers“, die sich einesteils wechselseitig aneinander orientieren, zum anderen eigentlich vor einem gesellschaftlich vermittelten Interpretationsraster Informationen sammeln, verarbeiten und selektieren, das selbst Ergebnis eines Vorverständnisses ist, das auf in gewissem Maße gesellschaftlich geteilte Vorstellungen über gesellschaftliche Ordnung und Ereignisse zurückgeht. Mit noch anderen Worten: Kein Massenmedium wird in der Lage sein, soziale Probleme zu kreieren, wenn nicht im Bewußtsein der Informationsverarbeiter und der Rezipienten eine wie auch immer verursachte Rezeptionsbereitschaft vorausgesetzt werden kann.

Als eine besonders wichtige Variable für die Analyse des Tatbestandes, daß soziale Probleme als Forschungsgegenstand zunehmend „problematisch“ geworden sind, ist mit Sicherheit der soziale Wandel anzusehen.

Sozialer Wandel und dadurch aufgewecktes öffentliches Interesse haben den sozialen

Problemen einen neuen Stellenwert gegeben. Dieses zunehmende öffentliche Interesse hatte eine Tendenz zur Adressierung an Experten, also auch an Soziologen, zur Folge, von denen man sich Beiträge zu einer Lösung der identifizierten Probleme erhoffte. Die unterschiedlichen Ansätze und Konzepte, von denen Soziologen bei der Analyse sozialer Probleme ausgingen, machten es bis jetzt jedoch fast unmöglich zu entscheiden, wie weit die Soziologen diesen Erwartungen nachzukommen verstanden. *Smigel* formulierte dazu im bisher einzigen „Handbuch zur Erforschung sozialer Probleme“ (1971, S. XII): „Zum gegenwärtigen Zeitpunkt machen es die widersprüchlichen Standpunkte bezüglich sozialer Probleme und die unterschiedlichen ‚Sprachen‘, die zur Beschreibung dieser Probleme benutzt werden, schwierig und zeitaufwendig, die Ergebnisse verschiedener Untersuchungsgebiete zu koordinieren.“

Bei genauerem Hinsehen fällt zudem auf, daß die neueren Theoretiker sozialer Probleme in der Bestimmung ihres Forschungsgegenstandes kaum über eine mehr als 30 Jahre alte Definition hinausgekommen sind. So führten *Richard Fuller* und *Richard R. Myers* schon 1941 aus: „Ein soziales Problem ist ein Zustand, der von einer bedeutenden Anzahl von Personen als eine Abweichung von irgendeiner sozialen Norm definiert wird, die sie teilen. Jedes soziale Problem setzt sich also zusammen aus einem objektiven Zustand und einer subjektiven Definition. Der objektive Zustand ist eine verifizierbare Situation, die bezüglich ihrer Existenz und ihres Umfangs von einem unparteiischen und geschulten Beobachter identifiziert werden kann . . . Die subjektive Definition ist die Erkenntnis bestimmter Individuen, daß der Zustand eine Bedrohung von bestimmten geteilten Werten ist. Der objektive Zustand ist notwendig, aber in sich nicht hinreichend zur Bestimmung eines sozialen Problems. Soziale Probleme sind solche Zustände, die von Personen als soziale Probleme identifiziert werden, und falls Zustände nicht von davon betroffenen Personen als soziale Probleme definiert werden, sind sie für diesen Personenkreis keine, obwohl sie Probleme für Außenstehende oder Wissenschaftler sein können“ (*Fuller* und *Myers* 1941 b, S. 320). Diese frühe Definition enthält die meisten Elemente, die auch in den späteren Definitionen verwandt wurden.

### III. Der theoriegeschichtliche Rahmen

Zur Einordnung der diversen weiter unten zu diskutierenden neueren Ansätze zur Theorie sozialer Probleme in den größeren Zusammenhang soziologischer Theorieströmungen sei ein kurzer Hinweis auf die wichtigsten „historischen“ Ansätze in chronologischer Reihenfolge eingefügt. Dabei verfahren wir nach der Systematik von *Earl Rubington* und *Martin S. Weinberg* (1971), auch wenn diese nicht in allen Punkten zu überzeugen vermag und z. B. keine eindeutige Zuordnung der weiter unten im Detail behandelten Theorien und Theoretiker erlaubt<sup>5</sup>.

1. *Der Ansatz der sozialen Pathologie*: Soziologen, die diesem Ansatz verpflichtet sind, sehen soziale Probleme als eine Abweichung von der „Normalität“ der Gesellschaft. Die Gesellschaft wird als eine Art Organismus betrachtet, und von daher werden bestimmte Zustände als gesund bzw. als

pathologisch identifiziert. Dieser organisistische Ansatz tendierte zunächst dahin, die Ursachen von sozialen Problemen in die Individuen selbst hineinzuverlagern, während spätere Versionen der Sozialpathologie durchaus gesellschaftliche Faktoren als erklärende heranzogen. Vertreter dieses Ansatzes sind von C. W. Mills (1943) und einigen Nachfolgern<sup>6</sup> scharfsinnig als Vertreter spezifischer Ideologien entlarvt worden, so daß sie an Reputation erheblich verloren haben. Andererseits scheint in neuester Zeit unter der Hand die Konzeption der Sozialpathologie in neuem Gewand gewissen Anklang zu finden.

2. *Der Ansatz der sozialen Desorganisation:* Die Vertreter dieses Ansatzes bezogen ihre Argumentationen und ihre Materialien weitgehend aus der Analyse der Lebensbedingungen in den amerikanischen Großstädten. Sie verstanden die Unzahl und Vielfalt der sozialen Probleme in den Städten als Resultate beschleunigten sozialen Wandels, der sich vor allem in der Urbanisierung und der technologischen Entwicklung manifestierte. Sie behaupteten, daß die radikal neue und sich ständig verändernde städtische Umwelt das Leben der Menschen desorganisiere bzw. störe. Die Vertreter der Desorganisationsthese glaubten, ein ständiges Nachlassen der Orientierung an bestimmten geteilten sozialen Werten und die Unfähigkeit der Individuen, sich an einem vertrauten und als verbindlich anerkannten Satz von Erwartungen zu orientieren, beobachten zu können. Dieser Ansatz zieht mithin die gesellschaftliche Organisation bzw. Störungen dieser Ordnung zur Erklärung von Abweichungen, und damit auch von sozialen Problemen, heran.

3. *Der Wertkonfliktansatz:* Dieser Ansatz betont, daß soziale Probleme nicht dadurch zustandekommen, daß individuelle Abweichungen von einer gegebenen sozialen Organisation auftreten, sondern dadurch, daß unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen unterschiedliche Werte und Interessen haben, daß diese Werte und Interessen konfliktieren können und daß die daraus resultierenden Konflikte Bedingungen schaffen können, die zumindest von einem Teil der Gesellschaft als unerwünscht angesehen werden.

4. *Der Ansatz des abweichenden Verhaltens:* Dieser Ansatz nimmt die Normen der Gesellschaft als gegeben an und macht das Verhalten der Individuen gegenüber diesen Normen zum Problem. Dieser Ansatz ist eng mit der Anomietheorie verbunden, in der abweichendes Verhalten gesehen wird als Folge des Zusammenbruchs der kulturellen Ordnung in Form des Auseinanderklaffens von kulturell vorgegebenen Zielen und Werten einerseits und den sozial erlaubten Möglichkeiten, diese Ziele und Werte zu erreichen, andererseits. Entsprechend der engen Verknüpfung dieser theoretischen Position mit der Analyse abweichenden Verhaltens hat sie die Gefahr der Verengung „sozialer Probleme“ auf abweichendes Verhalten heraufbeschworen.

5. *Der Labeling-Ansatz:* Die Vertreter dieses Ansatzes machen nicht das abweichende Verhalten bestimmter Personen zum zentralen Gegenstand, sondern die sozialen Reaktionen auf das vermeintlich „abweichende Verhalten“. Sie analysieren den Prozeß, aufgrund dessen bestimmte Verhaltensweisen von Individuen als abweichend definiert und entsprechend dieser Definition die betroffenen Individuen als Abweichler identifiziert werden. Dabei kommt dem Konzept der sekundären Devianz besondere Bedeutung zu, das die Reaktionen des als abweichend Definierten auf die Definition in den Vordergrund rückt.

Nun, diese Liste verschiedener Ansätze, die noch dazu eine chronologische Abfolge der Dominanz der diversen Ansätze widerspiegelt, könnte die Erwartung aufkommen lassen, daß in den letzten 80 Jahren auch sehr unterschiedliche „soziale Probleme“ zum Forschungsgegenstand gemacht worden wären. Aber diese Vorstellung täuscht: „But curiously enough, the revision of theoretical approaches to the field of social problems has done little to change our conception of the subject matter of the field. The advocates of the new value relevance invariably focus on the same social problems as do their enemies. Crime, drug addiction, poverty, mental illness, ethnic and race problems, problems of youth, alcoholism, sexual deviancy and family disorganization are the focus of both conventional treatments of social problems and of the newer sensi-

bility. What appears to be different are not the problems but the evaluation of the seriousness of the problems, the conception as to who are the victims and what are their causes, costs and consequences (*Bensman 1976, S. 6*)<sup>7</sup>.“

#### IV. Die struktur-funktionalistische Position

Damit haben wir eine entscheidende theoretische Frage erreicht: Woran liegt es, daß anscheinend ganz unterschiedliche theoretische Ansätze für die Analyse sozialer Probleme zum mehr oder weniger gleichen Bestand an sozialen Problemen, qualitativ und auch quantitativ, kommen? Sind die Widersprüche zwischen den Theorien bzw. besser den theoretischen Ansätzen nur scheinbare Widersprüche, oder gibt es vielleicht in den entscheidenden Prämissen der jeweiligen Ansätze grundlegende Gemeinsamkeiten, die die Unterschiede als mehr oder weniger akzidentell und belanglos erscheinen lassen, oder liegt es gar daran, daß alle Ansätze zwischen ihren theoretischen Prämissen und ihrer Forschungspraxis solche Diskrepanzen zulassen, daß sie zu gleichen Ergebnissen in der empirischen Ermittlung von sozialen Problemen kommen?

Um diese Fragen zu untersuchen, wollen wir uns zumindest beispielhaft mit zwei rivalisierenden Ansätzen befassen, die besonders unterschiedlich zu sein scheinen. Vielleicht können wir auf diese Weise erste Antworten erhalten. Wir wählen zu diesem Zweck die funktionalistische und die dem labeling approach verwandten diversen interaktionistischen Positionen aus.

Eine besonders weitverbreitete theoretische Position zur Analyse sozialer Probleme, die sowohl mit dem Ansatz der sozialen Abweichung als auch mit dem der sozialen Desorganisation verbunden ist, stellt die funktionale Analyse von *Robert K. Merton* dar.

*Merton* hat seit vielen Jahren einen umfassenden Katalog von Gesichtspunkten zusammengestellt, unter denen das soziologische Konzept „soziales Problem“ zu betrachten ist. Um soziale Probleme als soziale Probleme zu behandeln, muß man wenigstens sechs miteinander verbundene Fragen beantworten:

„1. Das zentrale Kriterium eines sozialen Problems: Eine bedeutsame Diskrepanz zwischen sozialen Standards und sozialer Wirklichkeit; 2. Die Vorstellung, nach welcher soziale Probleme soziale Ursprünge haben; 3. Die Beurteiler sozialer Probleme (solche Leute, die prinzipiell die wichtigen Probleme einer Gesellschaft definieren); 4. Manifeste und latente soziale Probleme; 5. Die soziale Perzeption sozialer Probleme, und schließlich 6. die Art und Weise, in der die Veränderbarkeit von unerwünschten sozialen Situationen Eingang findet in die Definition sozialer Probleme (*Merton*<sup>3</sup> 1971, S. 799).“

Diese zunächst so exakt scheinenden Bestimmungen verlieren jedoch ihre Präzision, wenn man *Mertons* eigene Erläuterungen dazu heranzieht. So führt *Merton* als erste und entscheidende Bedingung für ein soziales Problem „eine bedeutsame Diskrepanz zwischen weithin geteilten sozialen Standards und tatsächlichen Lebensbedingungen“ an (S. 799), erläutert unmittelbar danach, daß er in bezug auf die sozialen Standards keineswegs davon ausgehe, daß diese in allen Sektoren der Gesellschaft in gleicher

Weise akzeptiert seien, sondern im Gegenteil vieles deutlich gegen diese Annahme spreche. Dennoch sei jedoch davon auszugehen, daß dieses Kriterium das alles entscheidende sei (S. 799). Die Probleme, die sich daraus in bezug auf die *empirische* Arbeit ergeben (quantitative Messung eines als Problem ausgemachten Phänomens), sollen hier zunächst nicht erörtert werden. In bezug auf die Ursprünge sozialer Probleme stellt *Merton* fest, daß es keinen einsehbaren Grund gebe, weshalb man als soziale Probleme nur solche Probleme ansehen könne, die durch Mitglieder der Gesellschaft bzw. die Gesellschaft insgesamt, besonders die soziale Organisation, hervorgerufen wurden. Wichtig sei einzig, daß die Mitglieder einer Gesellschaft mit dem betreffenden Problem konfrontiert werden und dementsprechend reagieren müssen (S. 801 f.).

Bezüglich der postulierten Diskrepanz zwischen sozialen Standards und der sozialen Wirklichkeit stellt *Merton* die entscheidende Frage nach denjenigen, die diese Diskrepanz beurteilen, und hebt besonders diejenigen in der Gesellschaft hervor, die „die wichtigen strategischen Positionen von Autorität und Macht innehaben“ (*Merton* 1971, S. 803). *Merton* verweist darauf, daß die sozialen Standards entsprechend der Differenzierung der Sozialstruktur variieren, so daß stark konfligierende Urteile darüber vorliegen können, was ein bestimmtes soziales Problem konstituiert. Nach *Merton* ist demnach davon auszugehen, daß identische soziale Tatbestände von unterschiedlichen Gruppen und Personen unterschiedlich definiert werden. Diese Tatsache scheint nach *Merton* selbst das Konzept „soziale Probleme“ „in der Säure eines extremen Relativismus“ aufzulösen (S. 806), aber *Merton* hält dem entschieden entgegen, daß die Soziologen die Reichweite des Konzeptes „soziale Probleme“ nicht auf jene Phänomene beschränken müssen, die von den Betroffenen selbst als solche definiert werden: Glücklicherweise haben sie eine Alternative zur Doktrin des extremen philosophischen Idealismus', die darauf hinausläuft, daß nichts an sich ein soziales Problem darstellt, sondern erst durch eine Interpretation dazu wird: „For social problems are not only subjective states of mind; they are also objective states of affairs“ (S. 806). Diese Passagen haben schon angedeutet, daß *Merton* ganz offensichtlich letztendlich objektive, absolute, in der zugespitzten Formulierung von *Jack D. Douglas* (1974) „absolutistische“ Kriterien zur Bestimmung von sozialen Problemen heranziehen will. Daß dadurch die Entscheidungskompetenz von der Ebene der Betroffenen und der Öffentlichkeit im weitesten Sinne auf Expertengruppen verlagert werden dürfte, deutet sich schon an.

Diese Argumentationsrichtung wird noch deutlicher, wenn *Merton* in seinen Überlegungen zur Abwägung der objektiven und subjektiven Aspekte sozialer Probleme zur Unterscheidung von manifesten und latenten sozialen Problemen kommt. Manifeste soziale Probleme sind solche objektiven sozialen Bedingungen, die von „Problemdefinierern“ als abweichend von den gegebenen Werten angesehen werden, während latente soziale Probleme solche Probleme sind, die zwar auch von den gegebenen Werten abweichen, aber als solche noch nicht erkannt bzw. definiert worden sind (S. 806). Um die hier sozusagen „lauernden“ theoretischen Probleme aufzudecken, müssen wir zunächst auf die zwei Teilklassen sozialer Probleme, die *Merton* unterscheidet, eingehen, die zumindest analytisch brauchbar sind: Soziale Desorganisation (1) und „abweichendes

Verhalten“(2). Jedes soziale Problem weist nach *Merton* Elemente aus beiden Klassen auf, die empirisch ermittelt werden müssen. Hier nun beginnen die Probleme; denn *Merton* (1971, S. 820) führt aus: „Social disorganization refers to inadequacies or failures in a social system of interrelated statuses and roles such that the collective purposes and individual objectives of its members are less fully realized than they could be in an alternative workable system . . . the structure of status and roles is not as effectively organized as it, then and there, might be. This type of statement, then, amounts to a *technical judgement about the workings of a social system*. And each case requires the sociological judge to supply competent evidence that the actual organization of social life can, under attainable conditions, be technically improved.“ Hier werden Bedingungen gestellt, die schwer erfüllbar sind und fatale Konsequenzen haben können. Erstens muß man vor der Erforschung sozialer Probleme schon zeigen – und zwar kompetent! –, daß das System unter „erreichbaren Bedingungen“ verbessert werden könnte. Da soziale Desorganisation als Resultat von vielfältigen sozialen Dysfunktionen gesehen wird, ergibt sich daraus zweitens, daß – bevor eine problematische soziale Situation überhaupt als „soziales Problem“ ausgewiesen gilt – der Soziologe gezeigt haben muß, daß die betreffende Situation oder Bedingung tatsächlich dysfunktional für die Gesellschaft ist, in der sie beobachtet wurde. Im Extremfall hätte das zur Konsequenz, daß der Soziologe alle Folgen einer gegebenen Bedingung oder eines bestimmten Handelns für alle Sektoren der Gesellschaft untersucht haben müßte, daß er nachgewiesen haben müßte, daß diese Folgen *insgesamt* das „richtige“ Funktionieren der Gesellschaft unterminieren. Dies wiederum hätte zur Voraussetzung, daß der Soziologe über ein ziemlich vollständiges Modell verfügt, über das, was eine „geeignete gesellschaftliche Organisation“ darstelle und wann diese „gefährdet“ sei. Bei *Merton* erscheint dieses entscheidende Problem als ein technisches, während es doch mit Sicherheit ein „hochpolitisches“ ist.

*Merton* selbst scheint diese Probleme zwar zu sehen, aber er geht dennoch darüber hinweg. So erläutert er z. B. in bezug auf die latenten sozialen Probleme: „For the sociologist to confine himself only to the conditions in society that a majority of people regard as undesirable would be to exclude study of all manner of other conditions that are in fact at odds with the declared values of those who accept these conditions . . . Not all conditions and processes of society inimical to the values of men are recognized as such by them . . . Apart from manifest social problems – those objective social conditions identified by problem-definers as at odds with social values – are latent social problems, conditions that are also at odds with values current in the society but are not generally recognized as being so“ (*Merton* 1971, S. 806). Fällt schon in diesem Auszug eine Vagheit der Formulierung in bezug auf die entscheidende „Instanz“ auf – *Merton* spricht einerseits von der „Mehrheit der Menschen“, andererseits von den „problem definers“ als den Definitionskriterien für manifeste Probleme –, so bezieht er sich an anderen Textstellen auf „various categories of men in society (1971, S. 808), „those occupying strategic positions of authority and power“ (S. 803) und „a functionally significant collectivity“ (S. 817) und beseitigt damit die letzten Reste von Klarheit. Kurz: In manchen Fällen sollen nach *Merton* die Definitionen der Mitglieder der Gesellschaft als Basis zur Identifikation eines sozialen Problems berücksichtigt werden, in anderen nicht!



### V. Die interaktionistische Kritik der struktur-funktionalistischen Konzeption

Für den Fall, daß die Mitglieder einer Gesellschaft mit den Soziologen in bezug auf eine problematische Situation nicht darin übereinstimmen, ob diese Situation einer bedeutsamen Diskrepanz zwischen Erwartungen und Realität entspricht, scheint *Merton* die Definition des Soziologen zu bevorzugen. *John I. Kitsuse* und *Malcolm Spector* (1973, S. 411) haben die logisch denkbaren Kombinationen der Einschätzungen von Soziologen mit denen der Bevölkerung in der folgenden Tabelle festzuhalten versucht:

Definition durch die Soziologen

		Soziales Problem liegt vor	Kein soziales Problem liegt vor
		(1) „Manifestes“ soziales Problem	(2) „Scheinbares“ soziales Problem
Definition durch die Bevölkerung	Soziales Problem liegt vor	(1) „Manifestes“ soziales Problem	(2) „Scheinbares“ soziales Problem
	Kein soziales Problem liegt vor	(3) „Latentes“ soziales Problem	(4) „Normale“ soziale Bedingungen

Der Soziologe könnte in bezug auf folgende Elemente bei der Definition sozialer Probleme mit der Bevölkerung nicht übereinstimmen: 1. Einschätzung der aktuellen gesellschaftlichen Situation, 2. Bestimmung der Werte oder geteilten Standards der Bevölkerung und 3. Auswahl der Standards, an denen jeweils die aktuelle gesellschaftliche Situation gemessen werden soll. Läßt sich für das erste Element noch mit einer gewissen Berechtigung behaupten, daß der Soziologe zur Diagnose von gesellschaftlichen Bedingungen die größeren – professionellen – Kompetenzen einzubringen hat, so gilt für die Bestimmung von Werten und Bestimmung von geteilten Standards, daß in diesem Bereich die Soziologie bzw. die Psychologie zwar intensive methodische Vorarbeiten geleistet haben, aber eine allgemein akzeptierte Methodologie keinesfalls vorliegt, sondern im Gegenteil immer wieder neue wissenschaftsinterne Auseinandersetzungen von grundlegender Bedeutung aufbrechen.

*Merton* übergeht die Probleme, die mit den beiden letzten oben genannten Elementen verknüpft sind, wenn er z. B. – wie oben schon dargelegt – ausführt, daß der Soziologe seine Werte anderen nicht aufzwingen, wenn er sich bemüht, Kenntnisse und Wissen über latente soziale Probleme zur Verfügung zu stellen (1971, S. 806), denn dazu müßte er ja *vorgängig* die sozialen Probleme *identifiziert* haben. Auf welcher Basis trifft der Soziologe seine Entscheidungen, wenn er sich einmal an den Definitionen der Bevölkerung orientiert („manifeste soziale Probleme“) und einmal nicht („latente soziale Probleme“)? Wenn wir *Mertons* Aussagen zuspitzen, dann könnte man sogar sagen, daß nach ihm ein manifestes soziales Problem dadurch zustande kommt, daß sich die Bevölkerung der Definition des Soziologen anschließt. Nun, man könnte daran die Fragen knüpfen, was sich daraus ergibt, daß Soziologen problematische Situationen

als mit latenten *Funktionen* verknüpfte identifizieren? *Merton* spricht vom „analytischen Prozeß des „Manifestmachens“ von latenten sozialen Problemen“ (1971, S. 807). Daraus ließe sich nun wiederum ableiten, daß durch die Aufdeckung und Analyse von latenten sozialen Problemen der Soziologe latente in manifeste soziale Probleme überführt.

Versuchen wir ein kritisches Resümee, so ergibt sich, daß *Merton* weder eine klare Bestimmung des Gegenstandsbereiches der Soziologie sozialer Probleme, noch einen speziellen und klaren theoretischen Ansatz zur Erforschung des Gegenstandes anzubieten hat. *Mertons* Soziologie (Theorie) sozialer Probleme ist eigentlich eine Soziologie von sozialen Bedingungen bzw. Verhältnissen, eingebaut in den allgemeinen Bezugsrahmen der funktionalen Analyse, in der allerdings – im Gegensatz zu den sonstigen Traditionen – die Dysfunktionen stärker als die Funktionen betont werden. Hatte man also zunächst den Eindruck, daß im *Mertonschen* Ansatz eine ausgewogene Relation zwischen „subjektiven“ und „objektiven“ Definitionselementen erreicht sei, so ergibt sich bei genauerem Hinsehen eine sehr einseitige Betonung der „objektiven“ Elemente, die zudem noch in hohem Maße von Soziologen „verwaltet“ werden. Obwohl die Nachweise bei *Jack D. Douglas* (1974) mehr als dürftig sind, ergibt sich somit im wesentlichen eine Bestätigung seiner Anklage des „Absolutismus“ in der *Mertonschen* Theorie.

#### VI. Die struktur-funktionalistische Konzeption und der Vorwurf des „Subjektivismus“

*Jerome G. Manis* (1974a) erweitert das Spektrum der Diskussion um eine sachgerechte Definition „sozialer Probleme“ durch den Versuch der Kritik gängiger Definitionen aus einer ganz anderen Perspektive, als sie uns bisher vertraut war. *Manis* (1974a, S. 306) nimmt seinen Ausgang von der Beobachtung, daß sich nahezu alle Definitionen „sozialer Probleme“ zunächst darin einig zu sein scheinen, daß sie sozusagen die „Stimme des Volkes“ akzeptieren, was sich z. B. in der häufig zitierten Bestimmung durch *Paul B. Horton* und *Gerald R. Leslie* (1970, S. 5) äußert: „... no condition, no matter how dramatic or shocking to someone else is a social problem *unless* and *until* the values of a considerable number of people define it as a problem“. Dem widerspricht das Verfahren der meisten wissenschaftlichen Autoren, in ihre Arbeiten zu sozialen Problemen ohne den Nachweis der Übereinstimmung ihrer Problemauswahl mit den Normen und Werten der Bevölkerung bestimmte „Probleme“ aufzunehmen und ohne irgendwelche andere empirische Begründung für ihre Auswahl zu geben. Andererseits läßt sich doch eine gewisse inhaltliche und zeitliche Entsprechung zwischen „öffentlicher Meinung“ zu bestimmten problematischen Bedingungen und Aufnahme derselben in den Gegenstandskatalog soziologischer Forschung erkennen. Allerdings handelt die Soziologie dabei meist eher reaktiv: „The dependence upon public awareness of problems has directed sociological inquiry toward a concern with social issues and prevented sociology from identifying emergent and critical problems“ (*J. G. Manis* 1974a, S. 305). Zweifellos hat *Manis* hier auf ein entscheidendes Problem aufmerksam gemacht, das er

durch den Hinweis auf den „Badewannenstreit“ in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in den USA drastisch zu illustrieren vermag: War die Badewanne damals ein soziales Problem, weil wegen ihrer Einführung in den USA anscheinend heftigste politische und vor allem publizistische Fehden ausgetragen wurden? Wie verhält es sich in der Gegenwart mit dem Konsum von Alkohol und Marihuana? Zu beiden „Problemen“ haben Öffentlichkeit und Wissenschaft sehr kontroverse Meinungen! Akzeptiert man die Meinung der Öffentlichkeit, so geht man davon aus, daß sie am besten weiß, was die wirklichen Probleme der Gesellschaft sind. Darf man diese Annahme wirklich machen? Vor allem: Wie reagiert der Soziologe für den Fall, daß eine Gesellschaft zu bestimmten Fragen eigentlich keine „Einstellung“ besitzt, daß sie ambivalente Gefühle ihnen gegenüber hegt?

Wie wir aus den obigen Erörterungen bereits wissen, hat *Merton* versucht, dieses Problem durch seine Unterscheidung von manifesten und latenten sozialen Problemen zu lösen. Aus den einschlägigen Formulierungen *Mertons*, die wir oben ausführlich zitiert haben (*Merton* 1971, S. 806), glaubt *Manis* ableiten zu können, daß *Mertons* letztes und entscheidendes Kriterium die Wertvorstellungen der Bevölkerung sind, an denen der Soziologe faktische Zustände mißt: „When the people sleep or their voice is silent, the sociologist becomes the spokesman of the popular will“ (*Manis* 1974a, S. 307). Diese Position hat sich jedoch immensen kritischen Fragen zu stellen, von denen vielleicht die brisanteste ist: Wer entscheidet, ob in einer Gesellschaft die tatsächlichen Bedingungen von den vermeintlich gesellschaftlich geteilten Werten abweichen oder ob nicht vielmehr die tatsächlich gesellschaftlich geteilten Werte ihren Niederschlag in den faktischen Verhältnissen finden, während die vermeintlichen Werte nichts als fromme Ideologie sind (ist die amerikanische Gesellschaft eine solche mit demokratischen Grundsätzen, von denen die Realität teilweise abweicht, oder ist die amerikanische Gesellschaft eine Gesellschaft mit rassistischen und undemokratischen Werten, die als fromme Lüge das Gleichheitsbanner schwingt? ).

Um sich wertneutral bei der Erforschung sozialer Probleme zu halten, wird der Soziologe dazu neigen, die Werte der Gruppe nicht in Frage zu stellen. Diese Haltung wird von einer traditionellen funktionalistischen Annahme gestützt: „If social values are consequences of societal needs, then social conditions at variance with social values would endanger the survival of the group“ (*Manis* 1974a, S. 308). Führen wir nun noch das *Mertonsche* Konzept der Dysfunktion in die Überlegungen ein, so geraten wir erst recht in eine Sackgasse: Mit *Merton* kommen wir zu dem Ergebnis, daß eine bestimmte weithin akzeptierte Wertvorstellung eine ernsthafte Gefahr für das Überleben der Gruppe darstellen kann, d. h. sie ist dysfunktional. Die Analyse sozialer Probleme *Mertonscher* Prägung würde die gegenteilige Wertvorstellung als ein latentes soziales Problem definieren. Das latente soziale Problem ist eine funktionale Notwendigkeit für das Überleben der Gruppe, und die Lösung des Problems könnte der Gesellschaft ernsthaft schaden. Mit anderen Worten: Wir kommen zu dem theoretisch ärgerlichen Tatbestand, daß aufgrund dieser Analysen mit funktional erforderlichen wesentlichen sozialen Problemen zu rechnen ist!

Haben wir bisher im wesentlichen zwischen öffentlich erkannten und unerkannten Problemen unterschieden, so ergibt sich die weitere Notwendigkeit, zwischen wich-

tigen und unwichtigen, eingebildeten und tatsächlichen, scheinbaren und wirklichen sozialen Problemen zu unterscheiden (*Manis* 1974a, S. 308–309). *Manis* (1974a, S. 309) versucht zu diesem Zweck, theoretische Überlegungen aus *Mertons* funktionaler Analyse heranzuziehen, speziell die bekannte Unterscheidung von manifesten und latenten Funktionen. Während *Merton* für die Charakterisierung der ersteren sowohl mentale als auch Verhaltenselemente einbeziehe (Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit und Intentionen bzw. Zwecke auf der einen und Auswirkungen auf der anderen Seite), lasse er für letztere nur objektive Elemente (objektive Konsequenzen) gelten und schließe subjektive (Be-) Deutungen aus.

Im Gegensatz zu vielen anderen Interpretationen sieht *Manis* in der *Mertonschen* „Social problems-Definition“ die Ausschließung aller objektiven Kriterien sowohl bei den manifesten als auch bei den latenten sozialen Problemen, ganz im Gegensatz zu seinen Bestimmungen der manifesten und latenten Funktionen. Wie wir weiter oben ausgeführt haben, ergeben sich auch ganz andere Interpretationsmöglichkeiten, denn *Kitsuse* und *Spector* (1973) bzw. *Spector* und *Kitsuse* (1973) kommen auf der Grundlage der gleichen Texte zu dem genau entgegengesetzten Vorwurf: Sie kritisieren, daß einerseits bei der Definition der manifesten sozialen Probleme die Angabe der „Definierer“ zu unbestimmt sei, als daß sich der Verdacht der „objektivistischen“ Konzeption von der Hand weisen ließe, und andererseits die Definition der latenten sozialen Probleme ganz unabhängig von subjektiven Einschätzungen durch die Bevölkerung, allein auf der Basis objektiver funktionaler Analyse erfolge, so daß auch hier eine „objektivistische“ Konzeption obsiege.

Wie verhält es sich demnach mit der Aussage von *Manis* (1974a, S. 309): „However, in defining manifest and latent *social problems*, Merton has limited both to the subjective category of „recognition“. Nun, in bezug auf die *manifesten sozialen Probleme* spricht *Merton* von „those objective social conditions identified by problem-definers as at odds with social values“. Diese Aussage kann man u. E. nicht so interpretieren, als ob hier lediglich die subjektive Kategorie „Wahrnehmung“ zum Zuge komme; denn zunächst einmal ist der Ausgangspunkt der Definition ein „objektives“ Kriterium (objective „social conditions“), zu dem dann noch – offensichtlich nachgeordnet – ein potentiell „subjektives“ Kriterium hinzukommt („identified by problem-definers as at odds with social values“), durch das aus dem „vorselektierten“ Bestand an objektiven sozialen Bedingungen bestimmte Bedingungen als manifeste soziale Probleme ausgewählt werden. Dabei besteht zumindest theoretisch zunächst die Möglichkeit, daß die „Problemdefinierer“ alle objektiven sozialen Bedingungen, die mit den Werten nicht übereinstimmen, identifizieren, so daß auf diese Weise eine Übereinstimmung zwischen objektiven und subjektiven Elementen zustande käme. Von einer Präponderanz der subjektiven Bestimmungsgründe kann jedenfalls auch auf dieser Ebene keine Rede sein; denn es gibt keine Hinweise darauf, daß *Merton* auch solche Situationen als „soziale Probleme“ zu akzeptieren gedenkt, für die keine *objektive* Diskrepanz zwischen Werten und sozialen Standards vorliegt, durch wie auch immer bewirkte Wahrnehmungsverzerrungen von relevanten gesellschaftlichen Gruppen jedoch entsprechende Diskrepanzen unterstellt werden. Die Kritik durch *Manis* in diesem Punkt dürfte mithin überzogen bzw. eigentlich sogar direkt falsch und unbegründet sein.

Untersuchen wir die Kritik nun noch in bezug auf die „latenten sozialen Probleme“. *Merton* spricht von „conditions that are also at odds with values but are not generally recognized as being so“ (*Merton* 1971, S. 806). Hier trifft *Manis'* Kritik eigentlich noch weniger; denn hier ist ja gerade ausdrücklich gesagt, daß es sich um Probleme handelt, die als soziale Probleme *nicht* allgemein erkannt werden. Mithin ist das „subjektive“ Element sozusagen als Bestimmungsgrund ganz oder fast ganz zurückgedrängt. *Manis'* Kritik – aber so scheint sie uns nicht ausschließlich gemeint zu sein – hat allenfalls insofern einen Kern von Berechtigung, als die *Mertonsche* Theorie im Zusammenhang mit der Analyse sozialer Probleme nicht versucht, unabhängig von subjektiven Werten der Gesellschaftsmglieder *objektive* Kriterien für soziale Probleme zu finden, etwa im Sinne der Diskrepanz zwischen spezifischen funktionalen sozialen Erfordernissen für das „Funktionieren“ einer Gesellschaft oder gesellschaftlicher Teilbereiche auf der einen und tatsächlichen gesellschaftlichen Bedingungen und Prozessen auf der anderen Seite, ganz gleichgültig, welche Bewertung jene funktionalen Erfordernisse in der Bevölkerung erfahren. Nun, dieses Argument ist zweifellos sehr ernst zu nehmen, zumindest solange nicht sichergestellt ist, daß die Werte der Bevölkerung im wesentlichen so strukturiert und geprägt sind, daß sie mit den Zuständen bzw. den Prozessen kompatibel sind, die mit der Sicherstellung der funktionalen Erfordernisse verbunden sind. Da aber andererseits *Merton* selbst durchaus bei der Analyse manifester und latenter Funktion wiederholt hervorhebt, daß die Realisierung gesellschaftlicher Werte unter bestimmten Bedingungen dysfunktional und die Verfolgung abweichender Werte funktional sein kann, ergibt sich – wie weiter oben schon angedeutet – durchaus eine Widersprüchlichkeit. Diese ließe sich nur aufheben, wenn *Merton* in seiner Definition latenter sozialer Probleme „values“ nicht als Werte der Bevölkerung definierte, sondern als „Werte“ in einem quasi „wissenschaftlichen“ Sinne als objektive Zielgrößen, die realisiert werden müssen, auch wenn sie mit den „popular values“ nicht übereinstimmen.

In diese Richtung scheint *Manis* argumentieren zu wollen, wenn er im folgenden vorschlägt, auf der Basis jener Werte, die die Wissenschaft und ihr Handeln regulieren, soziale Probleme neu zu definieren und zu folgender Bestimmung kommt:

„Soziale Probleme sind jene sozialen Bedingungen, die durch wissenschaftliche Analyse und auf der Basis wissenschaftlicher Werte als für das Wohlbefinden menschlicher Gesellschaften abträglich identifiziert worden sind. – Wahrgenommene soziale Probleme sind solche sozialen Bedingungen, die von Gruppen oder Individuen als mit ihren Gruppen- bzw. Individualwertvorstellungen unvereinbar identifiziert worden sind. – Scheinbare soziale Probleme sind solche wahrgenommenen sozialen Probleme, die nicht mit den persönlichen oder Gruppenwerten unvereinbar oder auch nicht dem Wohlbefinden menschlicher Gesellschaften abträglich sind“ (*Manis* 1974a, S. 314).

### VII. Die Definition sozialer Probleme auf der Basis wissenschaftlicher Kriterien

*Manis* hat – bei allen Vorbehalten gegen seine u. E. etwas einseitige Interpretation der *Mertonschen* Position – in einer weiteren Arbeit insofern einen wesentlichen Fort-

schritt erreicht, als er zusätzlich zu der weiter oben skizzierten Differenzierung zwischen verschiedenen Problemtypen (von denen soziale Probleme einen Typ darstellen) innerhalb sozialer Probleme noch verschiedene Untertypen unterscheidet, auf die wir weiter unten noch eingehen werden. Zuvor jedoch müssen wir uns mit einer etwas modifizierten Stellungnahme von *Manis* zu den diversen anderen Konzeptionen von sozialen Problemen auseinandersetzen. *Manis* konzediert nun immerhin (1974b, S. 2), daß es nicht sinnlos sei, sich mit der Erforschung jener Konzeptionen von sozialen Problemen zu beschäftigen, wie sie von den Mitgliedern einer Gruppe vertreten werden, da die dadurch zu gewinnenden Erkenntnisse zum Verständnis des Gruppenkonfliktes und des labelling wichtig seien, aber auch zur Erklärung der gesellschaftlichen Reaktionen auf wahrgenommene Probleme und zur Gewinnung von Einsichten über genuin ernste soziale Probleme. Und dann kommt er zu einer Aussage, die zumindest bedenkenswert ist: „Perceived social problems will often be comparable to those identified by other methods. The difficulty arises when they are incompatible“ (*Manis* 1974b, S. 2).

Obwohl *Kitsuse* und *Spector* (1973) auch „scheinbare soziale Probleme“ erwähnen, versuchen sie den Eindruck zu erwecken, daß sie durch ihre Definition den Einschluß dieser Phänomene vermeiden, obwohl dies durchaus inkonsequent wäre.

Eng verbunden mit den Konzeptionen sozialer Probleme, die mit dem Definitionskriterium der „öffentlichen Meinung“ operieren, ist die Unfähigkeit dieser Konzeptionen, soziale Probleme unterschiedlicher Wichtigkeit zu unterscheiden; ein Umstand, der von den Vertretern dieser Ansätze selbst gesehen wird (*Merton* 1971, S. 801; *Robert A. Dentler* 1971, S. 14–15). *Manis* kommt deshalb auf seinen Vorschlag zurück, wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Werte als Basis für die Bestimmung jener Bedingungen heranzuziehen, die den Mitgliedern einer Gesellschaft Schaden zufügen. Wie weiter oben angedeutet, versteht *Manis* unter sozialen Problemen „jene sozialen Bedingungen, die durch wissenschaftliche Forschung und auf der Basis wissenschaftlicher Werte als dem Wohlbefinden menschlicher Gesellschaften abträglich identifiziert worden sind“ (*Manis* 1974a, S. 314). Unter vier Gesichtspunkten lassen sich entsprechende Bedingungen ausmachen: 1. öffentliche Konzeptionen, 2. Sichtweisen professioneller Experten, 3. soziologische Erkenntnisse und Normen und Werte der Wissenschaft, wobei sie in aufsteigender Bedeutung angeführt werden (*Manis* 1974b, S. 3).

Zunächst zu den Konzeptionen der Öffentlichkeit! Die Meinungen und Einstellungen der Öffentlichkeit sind sicher von grundlegender Bedeutung, speziell für das Verständnis sozialen Handelns, weil sie für die Analyse kollektiver Definitionen herangezogen werden müssen. Aber nach *Manis* (1974b, S. 4) ist die Kenntnis dieser öffentlichen Konzeptionen notwendiges, aber nicht hinreichendes Rüstzeug für die Erstellung einer theoretischen Analyse; denn sonst könnte es sein, daß Ignoranz und Vorurteilsbehaftetheit die Aura wissenschaftlichen Ansehens erlangen. Mit der professionellen Expertenschaft verhält es sich so, daß sie ein erstes Gegengewicht gegen „populäre Konzeptionen“ sein kann – wenn sie sich meist auch nur begrenzt gegen diese durchsetzt –, aber andererseits vertreten professionelle Experten, vor allem wenn sie unterschiedlichen Berufsgruppen angehören, oftmals recht unterschiedliche Konzeptionen. In

jedem Falle aber sichern sie wichtiges professionelles und technisches Wissen, das für die Differenzierung sozialer Probleme nach unterschiedlicher Bedeutsamkeit von Bedeutung ist.

Soziologisches Wissen kann sicherstellen, daß die *Ursachen* und die Konsequenzen der „unerwünschten Bedingungen“ nicht übersehen und unbeachtet bleiben. Ferner kann die Soziologie einen wichtigen Beitrag zur Analyse des Alltagswissens leisten, das zur Erklärung alltäglichen sozialen Handelns von entscheidender Bedeutung ist, vor allem zur Untersuchung der Problemdefinition und von Problemlösungsverhalten, wie es z. B. *John P. Hewitt* und *Peter M. Hall* (1973) durch das Konzept der „Quasi-Theorie“ versucht haben.

Von zentraler Bedeutung sind für *Manis* jedoch die Werte der Wissenschaft. Er hält ihre explizite Einbeziehung deshalb für vertretbar, ja sogar dringend geboten, weil die scheinbar wertneutrale Position des Wissenschaftlers zur Konsequenz hätte, daß er den Werten der Bevölkerung allein und ausschließlich das Feld überließe. Die Wertneutralität wäre reine Illusion. Dem ist jedoch durchaus gezielt zu begegnen: „Dissemination of the knowledge and methods of science, obviously, can help to raise the quality of public beliefs“ (*Manis* 1974b, S. 6).

Diese „Aufklärung“ der Öffentlichkeit ist eine wesentliche Aufgabe für die Wissenschaft und gehört auch zu ihren Werten. Daß Wissenschaft eine soziale Institution mit spezifischen Normen und Werten ist, steht nach *Manis* (1974b, S. 6) außer Zweifel. Zu diesen Werten sind zu rechnen: Suche nach Erkenntnissen, empirische Überprüfung von Meinungen und Glaubensvorstellungen, Betonung des provisorischen Charakters akzeptierter Ansichten, Freiheit für Kritiker, anderer Ansicht zu sein und neue Interpretationen zu vertreten, und die Verbreitung von Erkenntnissen (*Manis* 1974b, S. 6). Da die Wissenschaftler ohnehin nicht isoliert von gesellschaftlichen Bezügen leben und arbeiten, im Gegenteil durch ihre Anwendungsorientierung immer schon für ihre Tätigkeit und ihre gesellschaftlichen Konsequenzen verantwortlich sind, sollten sie nicht krampfhaft versuchen, sich selbst weiter in der Rolle der „Diagnostiker“ zu sehen, die (scheinbar!) distanziert zur gesellschaftlichen Praxis bleiben.

Die Umsetzung wissenschaftlicher Werte ist ein schwieriges Unterfangen, zumal Wissenschaftler weder über alles notwendige wissenschaftliche Wissen verfügen noch untereinander einig sind. Dazu ergänzt *Manis* (1974b, S. 7) jedoch: „Nevertheless, existing knowledge and values are more uniform, more rational, and more fruitful criteria than the divergent beliefs and values of any given society.“ *Manis* sieht in der Einführung wissenschaftlicher Kenntnisse und Werte in die Definition sozialer Probleme keine Gefahr für die Objektivität wissenschaftlicher Arbeit, aber auch keine Gefahr eines wissenschaftlichen „Absolutismus“; denn die Konzepte, Hypothesen, Theorien und Werte der Wissenschaft stehen der kontinuierlichen Kritik, Revision und Zurückweisung auf der Basis rationaler Argumentation und Erkenntnis offen. Die Gesellschaft ist nicht gezwungen, die Schlüsse der Wissenschaft zu akzeptieren. Vorgeschlagen ist nur, die Erkenntnisse und die Werte der Wissenschaft bei der Identifikation und Bewertung von gesellschaftlichen Bedingungen, die schädlich für die Gesellschaft sein könnten, mitzuverwenden. Auf diese Weise würde es nach *Manis* möglich, Scheinprobleme von tatsächlichen und triviale von ernststen Problemen zu trennen. *Manis* versteht dabei

unter Ernsthaftigkeit die „Ursprünglichkeit“, den quantitativen Umfang und die Schwere eines sozialen Problems (1974b, S. 8).

Untersucht man die Beziehungen zwischen sozialen Problemen, so erlangt man erste Hinweise auf ihre Bedeutsamkeit. Zumindest tendentiell läßt sich sagen, daß jene sozialen Probleme, die im zeitlichen Ablauf vor anderen aufgetreten sind, als unabhängige Variable fungieren können. Daraus ergibt sich (nach *Manis* 1974b, S. 8) die Folgerung: „Soziale Probleme, die andere soziale Probleme produzieren bzw. verschlimmern, sind bedeutendere oder für die Gesellschaft kritischere soziale Probleme, als jene, die weniger Effekte haben.“ Primäre soziale Probleme sind jene, die solche Folgeprobleme zeitigen. Je mehr unterschiedliche Folgeprobleme ein soziales Problem zeitigt, desto wichtiger ist es. Primäre soziale Probleme sind einflußreiche soziale Bedingungen, die vielfältige negative Konsequenzen für die Gesellschaft haben.

In einer detaillierteren Analyse ließen sich soziale Probleme nach dem obigen Gedankengang in eine Hierarchie von primären, sekundären und tertiären einordnen.

Sekundäre soziale Probleme sind weniger kritisch für eine Gesellschaft als primäre, insofern die ersteren Produkte der letzteren sind. Entsprechend sind tertiäre soziale Probleme die noch weniger bedeutenden Probleme, da sie Produkte der primären und sekundären Probleme sind. Man könnte die sekundären sozialen Probleme als intervenierende Variablen oder als die direkt auf die tertiären sozialen Probleme einwirkenden Kräfte ansehen (*Manis* 1974b, S. 9).

Diese Hierarchie ist nicht so zu verstehen, als hätten die primären sozialen Probleme keine Ursachen und die tertiären keine Folgen. Die Hierarchie beruht ja nur auf dem Umfang der verursachten Folgeprobleme. Die „Kette“ kann sich durchaus so schließen, daß tertiäre Probleme wiederum auf primäre soziale Probleme wirken etc. Die Größe eines sozialen Problems zu bestimmen, ist weniger einfach, als man zunächst annehmen mag. Geht man von der Betroffenheit der Öffentlichkeit aus, so säße man einmal mehr subjektivistischen Konzeptionen auf, während es eigentlich ein brauchbares Kriterium in der Messung der faktischen Häufigkeit des Auftretens des betreffenden Problems gäbe, also in der Berechnung von Inzidenz- bzw. Prävalenzraten. Auf der anderen Seite ergeben sich daraus immer noch gewisse Folgeprobleme, nämlich bei der Rangordnung von sozialen Problemen in bezug auf den Umfang. Kann man einen Verkehrstoten mit einem Ermordeten aufwiegen?

Damit ist eigentlich schon die Frage der „Schwere“ eines Problems angesprochen, das Ausmaß des Schadens, des Schmerzes, der Behinderung etc. für das Wohlbefinden der Individuen oder von Gesellschaften. Hier gibt es sehr unterschiedliche Schwierigkeiten der Messung für die diversen sozialen Probleme. *Manis* schlägt vor, die Schwere eines sozialen Problems zunächst einmal zu messen an der jeweiligen gesundheitlichen Beeinträchtigung, die mit dem Problem verbunden zu sein pflegt. Ein zweites Kriterium wäre die Dauerhaftigkeit des Problems bzw. die Penetranz des Wiederauftretens.

Eine bei *Manis* nur angedeutete Problematik stellt in diesem Zusammenhang natürlich die Gewichtung bzw. Bilanzierung der positiven Nebenwirkungen von sozialen Problemen dar, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen und können.



### VIII. Der Wert-Konflikt-Ansatz als Vorläufer interaktionistischer Konzeptionen

Ein älterer Ansatz, der im Zusammenhang mit dem labeling-approach eine erneute Bedeutung erlangte, muß hier zunächst einmal dargestellt und analysiert werden, um später unsere Argumentation fortentwickeln zu können. Es handelt sich dabei um den Wertkonflikt-Ansatz. Dieser weist in der Version von *Fuller* und *Myers* (1941) zwar erhebliche definitorische Übereinstimmung mit der Konzeption von *Merton* auf (s. oben S. 148 ff.); denn auch hier ist die Rede von einer „Bedingung, die von einer erheblichen Zahl von Personen als Abweichung von gewissen Normen, die sie für verbindlich erachten, angesehen wird“ (1941b, S. 320), aber dieser theoretische Ansatz weist deutlich andere Vorstellungen in bezug auf die problem-definierenden Instanzen auf. Während wir bei *Merton* ausgesprochene Unklarheiten in bezug auf die „Definierer“ von sozialen Problemen feststellen mußten, insbesondere durch die Differenzierung von manifesten und latenten sozialen Problemen, scheinen sich *Fuller* und *Myers* eindeutiger festzulegen, wenn sie von einer „erheblichen Zahl von Personen“ sprechen, die der betreffenden, verletzten Norm anhängen und in ihrer Verletzung ein soziales Problem sehen, vor allem aber wenn sie ausführen: „if conditions are not defined as social problems by the people involved in them, they are not problems to those people . . .“ (*Fuller* und *Myers* 1941b, S. 320).

Zugespißt wird diese Position, wenn die beiden Autoren ergänzen: „Sociologists must, therefore, study not only the objective conditions phase of a social problem but also the value-judgments of the people involved in it which cause them to define the same condition and means to its solution in different ways“ (*Fuller* und *Myers* 1941b, S. 321). Verkürzt heißt das also: *Fuller* und *Myers* betonen sowohl die objektiven als auch die subjektiven Elemente eines sozialen Problems, wobei den objektiven Elementen *notwendige*, aber keineswegs *hinreichende* Bedeutung zukommt. Sie sehen die Theorie der sozialen Probleme somit auf zwei Bereiche abzielend, nämlich die Erklärung der Ursachen der objektiven Elemente eines sozialen Problems (a) und die Prozesse der Definition der objektiven Bedingungen als soziales Problem (b). Bei der Analyse des Definitionsprozesses ziehen *Fuller* und *Myers* als zentrale erklärende Variablen soziokulturelle Werte heran, wobei sie auf drei verschiedene Weisen „Werte“ zur Erklärung verwenden: erstens in dem Sinne, daß die Gesellschaftsmitglieder aufgrund von Werturteilen bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse als „unerwünscht“ und „verbesserungsbedürftig“, als soziale Probleme interpretieren. Zweitens greifen *Fuller* (1938, S. 419) und *Fuller* und *Myers* (1941a) auf Werte zurück, um sowohl die „objektive Situation“ als auch die Problemdefinition zu erklären. Drittens greifen *Fuller* und *Myers* auf Werte zurück, um nicht nur die objektive Situation zu erklären, sondern vor allem auch zu begründen, warum bestimmte Maßnahmen zur Beseitigung eines sozialen Problems verhindert werden (*Fuller* u. *Myers* 1941a, S. 26).

Aus den diversen Auslassungen ergibt sich, daß *Fuller* und *Myers* zwar sowohl die objektiven als auch die subjektiven Aspekte der „Karriere eines sozialen Problems“ beachten, daß sie aber dadurch, daß sie zwischen hinreichenden und notwendigen Bedingungen unterscheiden, ohne sie jeweils eindeutig der objektiven und der subjektiven Seite der Definitionselemente zuzurechnen, stark in die Nähe der späteren *Mer-*

tonschen Position rücken. Sie versuchen, selbst die „objektiven“ sozialen Bedingungen, an denen die Definitionsprozesse anzusetzen haben, durch Werte, durch Wertinkonsistenzen und durch Wertkonflikte zu erklären. Werte sind demnach praktisch überall die entscheidenden Größen: Sie verursachen problematische Situationen, sie entscheiden darüber, ob diese Situationen als problematisch wahrgenommen, als problematisch propagiert und als zu verbessernd bzw. zu beseitigend gesellschaftlich akzeptiert werden bzw. ob Maßnahmen zu ihrer Beseitigung verhindert werden. Ohne diese bedenkliche theoretische Einseitigkeit hier schon ausführlicher analysieren zu wollen, sei doch schon vermerkt, daß sich hier gesellschaftliche Prozesse und Bedingungen zu einem nicht näher analysierten bzw. begründeten Kampf von Wertvorstellungen zu verflüchtigen scheinen.

### IX. Interaktionistische Theorien sozialer Probleme: Herbert Blumer

Wie wir weiter oben schon angedeutet haben, ergibt sich in der neuesten Entwicklung der Theorien sozialer Probleme eine Art Synkretismus, speziell aus dem Wert-Konflikt-Ansatz, den Ansätzen abweichenden Verhaltens und dem labeling-Ansatz bzw. allgemein aus der interaktionistischen Theorie, die sich besonders massiv dabei in ihren verschiedenen Spielarten durchsetzte. Aus diesem Grunde erscheint es uns gerechtfertigt, diese Theorien – trotz der Einschüsse aus anderen Ansätzen – als „interaktionistische Theorien sozialer Probleme“ zu bezeichnen.

Getreu ihrem grundlegenden Prinzip, daß menschlichem Handeln eine symbolische Qualität zueigen ist (Joachim Matthes u. Fritz Schütze 1973; Thomas P. Wilson 1973; Herbert Blumer 1973), haben die Symbolischen Interaktionisten lange argumentiert, daß soziale Probleme primär vom Standpunkt ihrer sozialen Bedeutungen für die Mitglieder der Gesellschaft gesehen werden müssen. Getreu ihrem anderen grundlegenden Prinzip, daß Bedeutungen dem Menschen nicht gegeben sind, sondern durch den Menschen aus seinen Interaktionen mit anderen Menschen geschaffen werden müssen (Blumer 1969; Bernard N. Meltzer, John W. Petras und Larry T. Reynolds 1975; Arthur Brittan 1973; John P. Hewitt 1976), waren die Interaktionisten die ersten Theoretiker, die damit begonnen haben, die sozialen Prozesse zu erforschen, durch die soziale Phänomene als problematisch definiert werden.

So beginnt Herbert Blumer seine Ausführungen mit der provokanten These: „Meine These ist, daß soziale Probleme hauptsächlich Resultate eines Prozesses kollektiver Definition sind; sie existieren nicht unabhängig davon als eine Konstellation objektiver sozialer Bedingungen spezifischer Art“ (Blumer 1975, S. 102; zuerst 1971). Die traditionelle Sichtweise setze voraus, daß ein soziales Problem als eine objektive Bedingung oder Bedingungskonstellation im gesellschaftlichen Gefüge existiert, daß diese objektive Bedingung schädlich ist und daß Aufgabe der Soziologen die Analyse der Ursachen dieser objektiven, schädlichen Bedingungen sei.

Blumer hält dem entgegen, die gegenwärtige soziologische Theorie erlaube nicht die Entdeckung sozialer Probleme. Die Soziologie nehme soziale Probleme erst dann wahr, nachdem diese als soziale Probleme von und in der Gesellschaft erkannt worden sind

(Beispiele: Armut, Rassendiskriminierung, Umweltprobleme, Statusungleichheit der Frauen). *Blumer* leitet daraus ab: „Wenn die konventionelle soziologische Theorie so ungeeignet ist, soziale Probleme zu identifizieren, und wenn Soziologen diese Entdeckung dadurch machen, daß sie der öffentlichen Anerkennung sozialer Probleme folgen, dann scheint es vernünftig, wenn Erforscher sozialer Probleme den Prozeß untersuchen, durch den die Gesellschaft zur Anerkennung ihrer Probleme kommt“ (*Blumer* 1975, S. 105; zuerst 1971). *Blumer* bestreitet ferner, daß „ein soziales Problem hauptsächlich als eine identifizierbare objektive Bedingung in der Gesellschaft existiert“ (*Blumer* 1975, S. 105; zuerst 1971), und hält dem entgegen: „Wie ich später noch deutlicher zeigen werde, existiert ein soziales Problem primär in den Begriffen, in denen es definiert und ausgedrückt wird innerhalb einer Gesellschaft, anstatt eine objektive Bedingung von einer bestimmten objektiven Eigenart zu sein. Die gesellschaftliche Definition und nicht der objektive Charakter einer gegebenen sozialen Bedingung bestimmt, ob diese Bedingung als ein soziales Problem existiert oder nicht“ (*Blumer* 1975, S. 105; zuerst 1971).

Die „Theorie kollektiven Verhaltens Sozialer Probleme“ von *Blumer* ist die konsequenteste interaktionistische Theorie sozialer Probleme. Sie gründet sich auf gewisse Elemente der „Theorie natürlicher Schritte“, versucht jedoch deren Fehler zu vermeiden. *Blumer* ist sich der fundamental problematischen Natur der sozialen Definitionen von sozialen Problemen bewußt, wie auch der daraus resultierenden Komplexitäten und Unsicherheiten bei den tatsächlichen Prozessen, durch die Probleme definiert werden: Bei *Blumer* heißt es: *Meine These ist* „daß soziale Probleme auf einem Prozeß kollektiver Definitionen beruhen und dessen Produkte sind. Der Prozeß der kollektiven Definition ist verantwortlich für das Auftauchen sozialer Probleme, für die Art und Weise, wie sie wahrgenommen werden, wie sie untersucht und betrachtet werden, für die Art des offiziellen Plans zu ihrer Sanierung, der ausgearbeitet wird, und für die Transformation des sanierenden Planes in seine praktische Anwendung. Kurz, der Prozeß der kollektiven Definition bestimmt die Geschichte und das Schicksal der sozialen Probleme von dem ersten Augenblick ihrer Entstehung an. Ihre Existenz ist wesentlich in diesem Prozeß der kollektiven Definition begründet, nicht in irgendeinem vermeintlich objektiven Bereich sozialer Pathologie“ (*Blumer*, in: *Hondrich* 1975, S. 106).

*Blumer* nimmt also die Komplexität und Unsicherheit der „Karriere“ sozialer Probleme wahr und glaubt nicht, daß die Definitionsprozesse irgendeinem spezifischen Ablaufplan wie *Naturereignisse* unterliegen. Jedoch sollte die Erforschung sozialer Probleme durch die *analytische* Unterscheidung zwischen fünf Stadien der „Karriere“ eines sozialen Problems geleitet sein, die aber als auf sehr komplexe Weise *interdependent* anzusehen sind:

1. Das Stadium des *Auftauchens* (emergence) eines sozialen Problems, das als sehr problematisch zu gelten hat. Ein kurzer Blick in die Geschichte zeigt, daß die Wahrnehmung eines potentiellen sozialen Problems durch die Gesellschaft ein hochselektiver Prozeß ist, in dem viele soziale Bedingungen nicht die geringste Aufmerksamkeit erregen, andere mehr oder weniger zufällig in den Blickpunkt geraten.
2. Der Schritt der *Legitimation von sozialen Problemen* ist Voraussetzung für den Übergang zum Stadium der Handlungsmobilisierung. Wenn nicht eine gewisse Respektabilität in der öffentlichen

Diskussion erreicht wird, dann versickert das soziale Problem sozusagen mehr oder weniger schnell.

3. Wenn das Problem Legitimität erreicht hat, dann tritt es in die Arena, in der soziale Handlungsstrategien mobilisiert werden. Diese Arena ist überaus kompliziert und besonders wichtig: „Übertriebene Forderungen und verzerrte Darstellungen im Dienste etablierter Interessen sind regelmäßig anzutreffen. Außenstehende bringen ihre Gefühle und Vorstellungen in ihren eigenen Konzeptionen vom Problem zum Ausdruck. Diskussion, Verteidigung, Bewertung, Falsifikation, Ablenkungsmanöver und Vorbringen von Vorschlägen finden in den Kommunikationsmedien statt, in gelegentlichen sowie in organisierten Versammlungen, gesetzgebenden Versammlungen und Ausschuß-Hearings. Alles das gehört zur Mobilisierung der Gesellschaft zum Handeln angesichts eines sozialen Problems. Es ist kaum nötig zu betonen, daß das Schicksal des sozialen Problems größtenteils davon abhängt, was im Prozeß der Mobilisierung passiert“ (Blumer, in: Hondrich 1975, S. 109/110).

4. Wenn die Phase der Mobilisierung der Handlung durchlaufen ist, wird man daran gehen, einen offiziellen Handlungsplan zu entwerfen, der zumindest teilweise das Problem für das offizielle Handeln umdefinieren wird. Der Plan ist in der Regel ein Kompromiß oder ein Konglomerat unterschiedlicher Sichtweisen und Interessen.

5. Wenn ein solcher Plan formuliert wurde, dann wird es Versuche zu seiner Ausführung geben, aber gerade die Ausführung dieses Plans ist in hohem Maße problematisch und kann sehr viel anders ausfallen, als es der eigentliche Plan vorsieht, vor allem weil die Ausführung zu *neuen Konflikten* über den Plan und seine Lösungen führt.

Die interaktionistische Theorie sozialer Probleme in der *Blumerschen* Version stellt die bisher radikalste Forderung nach einer Neuorientierung der Theoriebildung und der empirischen Forschung in diesem Bereich dar. Allerdings scheinen erhebliche Vorbehalte gegen seinen Beitrag angebracht zu sein. *Blumer* (1975, S. 102–104; zuerst 1971) formuliert rundweg die These, daß die Soziologie sozialer Probleme prinzipiell der Entwicklung der sozialen Probleme hinterhergehinkt sei, diese nicht identifiziert, sondern von anderen übernommen habe, und leitet daraus die *prinzipielle* Unmöglichkeit für die Soziologie ab, einen objektiven Kern sozialer Probleme theoretisch und empirisch unabhängig von der öffentlichen Meinung auszumachen. Daraus schließt er wiederum, daß es einen solchen objektiven Kern, das „soziale Problem“ an sich nicht gibt. *Blumer* übersieht dabei jedoch, daß zunächst einmal seine Ausgangsbeobachtung (das Hinterherhinken der Soziologie beim Definitionsprozeß) unscharf, wenn nicht sogar direkt falsch ist. *Blumer* schafft hier eine künstliche – und u. E. auch von seiner wissenschaftlichen Position her unverständliche – prinzipielle Trennung von öffentlicher Meinung und soziologischer Theorie und Erkenntnis. Es mag zwar sein, daß in der entscheidenden letzten Phase der Propagierung spezifischer Bedingungen als „soziales Problem“ die Soziologie vergleichsweise wenig im Rampenlicht steht und nicht als „Definitionsinstanz“ inthronisiert wird; das heißt aber doch keinesfalls, daß sie bei der Initiierung dieser Definition, bei der Schaffung öffentlicher Meinungen und öffentlichen Bewußtseins zu den spezifischen Problemen unbeteiligt oder gar unwichtig sein müßte. Es ließen sich empirische Belege dafür erbringen, daß z. B. gerade in bezug auf besonders relevante soziale Probleme Soziologen ihre Definitionen erfolgreich durchsetzen konnten (Bildungskatastrophe, Lage der Psychiatrie, Lage der Frau, Rassendiskriminierung, Humanisierung der Arbeitswelt und begrenzt Umweltprobleme). *Blumer* scheint hier auch nicht zu differenzieren zwischen erfolgreicher wissenschaftlicher Identifikation eines „Problems“ und erfolgreicher Propagierung des Problems als „soziales Problem“ in der Öffentlichkeit.

Zweitens läßt bzw. ließe sich aus dem Tatbestand, daß eine Wissenschaft in der Vergangenheit bestimmte Leistungen nicht erbracht hat, nicht logisch schließen, daß sie dazu notwendig auch in Zukunft nicht in der Lage sein wird.

Drittens ließe sich wiederum aus dem Tatbestand, daß eine Wissenschaft möglicherweise prinzipiell nicht in der Lage ist, einen bestimmten objektiven Kern eines sozialen Problems zu bestimmen, nicht zwingend ableiten, daß dieser „Kern“ nicht existiert und auch nicht existieren kann.

Wir wollen aus dieser Detailkritik nun nicht ableiten, daß *Blumer* in seiner Kritik am „Objektivismus“ der bisherigen Forschung Unrecht hat, sondern allenfalls andeuten, daß er sich durch die Vermischung ganz unterschiedlicher Argumentationsebenen eine Begründung „erschleicht“, die er eigentlich aufgrund seiner sonstigen Arbeiten durchaus systematisch und triftig hätte entfalten können und müssen.

Leider finden sich Argumentationsschwächen dieser Art auch an anderen Stellen seiner Arbeit. So führt er aus: „Wenn die konventionelle soziologische Theorie so ungeeignet ist, soziale Probleme zu identifizieren, und wenn Soziologen diese Entdeckung dadurch machen, daß sie der öffentlichen Anerkennung sozialer Probleme folgen, dann scheint es vernünftig, wenn Forscher sozialer Probleme den Prozeß untersuchen, durch den die Gesellschaft zur Anerkennung ihrer Probleme kommt. Den Soziologen ist dies in auffälliger Weise mißlungen“ (*Blumer* 1975, S. 105; zuerst 1971). Wenn *Blumer* schon zwischen konventioneller soziologischer Theorie und irgendeiner anderen, „nicht-konventionellen soziologischen Theorie“ unterscheidet, dann wäre es zunächst einmal logisch gewesen zu fordern, daß sich die „nicht-konventionelle“ Theorie um die Identifikation der sozialen Probleme bemühen sollte. Zweitens wäre es ein im Sinne der *Blumerschen* Argumentation eigentlich sinnvollerer Ansinnen, zu untersuchen, worin sich jene objektiven Ausgangsbedingungen, die eine Karriere eines sozialen Problems auslösen, von jenen ebenfalls problematischen objektiven Ausgangsbedingungen unterscheiden, die sich später keiner „Karriere als soziales Problem“ erfreuen können. *Blumers* Vorentscheidung, daß es nicht an den Problemen selbst liegen könne, ist – zumindest solange keine theoretische Begründung dafür vorgetragen wird – an der Grenze des Dezisionismus. Die *Blumersche* Theorie hat u. E. weitere, hier kurz angedeutete Schwächen:

1. Während sie soziale Probleme als fundamental problematisch darstellt, gibt sie jedoch keine ausreichende Erklärung für diesen Ausgangspunkt. Sie zeigt uns mithin in keiner Weise, wie der Soziologe zum Verstehen dieser Probleme durch die Mitglieder der Gesellschaft beitragen kann und damit zum Versuch einer zumindest teilweisen Lösung ihrer Konflikte.
2. Obwohl die Theorie kollektiven Verhaltens die Definition der Probleme notwendigerweise als Ergebnis politischen Handelns ansieht, wirft sie wenig Licht auf diese politischen Aktivitäten. Ja, um die Kritik zuzuspitzen: Während diese Theorie zeitweise öffentliches, politisches und Experten-Handeln als teilweise unabhängige Determinanten der sozialen Bedeutungen von Problemen behandelt, führt diese Theorie, so wie sie bisher vorliegt, einige der Probleme der früheren „Theorie der natürlichen Schritte“ wieder ein, speziell den Teil, der politisches Handeln (Handeln von Politikern) als Folge und Nebenfolge von demokratischem, öffentlichem Druck der Basis ansieht.

### X. Die neueren Entwicklungen der interaktionistischen Theorien

Nach *Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 414) ist die Relevanz der objektiven Bedingungen für die Analyse eines spezifischen sozialen Problems eine empirische und keine definitorische Frage. Der Nachweis objektiver Bedingungen ist abhängig von dem Vorhandensein von empirischen Meßinstrumenten. Diese können allgemeinen Konsens zur Basis haben (z. B. die empirische Erfassung von Verkehrsunfällen), aber auch heftig umstritten sein (z. B. was ist ein gültiger Indikator für die soziale Ungleichheit von Mann und Frau? ).

*Kitsuse* und *Spector* kommen aufgrund ihrer kritischen Einwände gegen den funktionalistischen und den Wert-Konflikt-Ansatz mit ihrem objektivistischen Bias zu der Schlußfolgerung, daß es richtiger sei, „soziale Probleme als Prozeß“ zu fassen; denn das, was die Soziologie sozialer Probleme zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Betätigung mache, sei das „subjektive Element“ sozialer Probleme: der Prozeß, durch den Mitglieder von Gruppen oder Gesellschaften einen beklagenswerten Zustand als *Problem* definieren. Sie kommen mithin zu folgender Definition: „Thus, we define social problems as *the activities of groups making assertions of grievances and claims with respect to some putative conditions*“ (*Kitsuse* und *Spector* 1973, S. 415). Das heißt also, daß wir nicht mehr die *objektiven Bedingungen* selbst als Gegenstand der Soziologie sozialer Probleme haben, auch eigentlich nicht mehr den *subjektiv* als *problematisch definierten Zustand*, sondern die Aktivitäten der Gruppen, die sich mit Behauptungen über „Mißstände“ und mit Forderungen in bezug auf Maßnahmen gegen vermeintliche Mißstände melden, stellen „soziale Probleme“ dar!

Die Entstehung eines sozialen Problems bzw. sein „Auftauchen“ ist damit – nach *Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 415) – abhängig von der Organisation von Gruppenaktivitäten in bezug auf die Definition gewisser Bedingungen als Problem und der Propagierung der Notwendigkeit der Beseitigung, Milderung oder anderer Form der Behandlung dieser Bedingungen. Das zentrale Problem für eine Theorie (so definierter!) sozialer Probleme ist demnach die Erklärung des Auftretens und der Fortführung von Kritik an bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen und Forderungen zu ihrer Beseitigung.

Nach *Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 415) hängt demnach die Existenz sozialer Probleme von der dauerhaften Existenz von Gruppen oder „Agenturen“ ab, die bestimmte Bedingungen als Probleme definieren und etwas dagegen zu unternehmen versuchen. Die Frage nach den tatsächlichen Gründen sozialer Probleme bzw. nach den Ursachen für ihr Fortbestehen ist die Frage nach dem, was diese verschiedenen Gruppen „in Gang hält“!

*Fuller* und *Myers* sahen die Gründe für soziale Probleme in Werturteilen und Wertkonflikten, durch die Mitglieder von Gesellschaften dazu gebracht werden, auf Bedingungen aufmerksam zu werden, die den geltenden bzw. für gültig gehaltenen Werten nicht entsprechen.

Nach *Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 415) wäre es jedoch angebracht, zwischen solchen Gruppen zu unterscheiden, die aufgrund geltender Werte Anstoß an bestimmten Zuständen nehmen, ohne selbst von diesen Zuständen betroffen zu sein (= „Wert-

gruppen“), und solchen Gruppen, die durch bestimmte Zustände in ihren Interessen tangiert werden (= Interessengruppen). Im empirischen Fall dürften in der Regel beide Typen von Gruppen an der Karriere eines Problems beteiligt sein, aber es gibt sicher je nach Relation der beiden analytisch trennbaren Gruppen recht unterschiedliche Bilder:

1. Nachdem vielleicht in einem Fall die Initiative allein von „Wertgruppen“ ausgegangen ist, mögen diese auf Interessengruppen als Verbündete, aber auch als Gegner treffen, mit ihnen koalieren etc.
2. Nachdem zunächst allein Interessengruppen ein Problem „kreiert“ haben, könnten sie entdecken, daß eine Argumentation mit Werten besonders überzeugend wirkt, so daß zum Schein oder tatsächlich Koalitionen mit Wertgruppen eingegangen werden.
3. Eine „Protestgruppe“ kann während ihrer Aktivitäten eine partielle Identität von Interessen und Werten feststellen.
4. Auf der anderen Seite mag eine Gruppe sich widersprüchlichen Forderungen ausgesetzt sehen: Um ihre Interessen zu realisieren, muß sie gegen von ihr selbst akzeptierte Werte verstoßen.
5. In dem Maße, in dem eine wert-orientierte Gruppe in ihren Bemühungen erfolgreich ist, dürfte sie verschiedene Interessen in der Richtung entwickeln, Organisationen, Karrieren, Ansehen etc. zu schützen. Sie erlebt eine Krise der „Routinisierung der Interessenungebundenheit“.

*Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 416) fassen die Unterschiede ihres Ansatzes zu früheren Ansätzen dahingehend zusammen, daß sie nicht wie frühere Ansätze ihren Ausgang nehmen von Aussagen über „funktionale Erfordernisse“ etc. für jede Gesellschaft, über die „Funktionalität“ oder „Dysfunktionalität“ bestimmter Handlungen bzw. Bedingungen oder über die Ursachen von bestimmten Handlungen bzw. Bedingungen (wie z. B. die ätiologische Forschung im Bereich abweichenden Verhaltens).

*Kitsuse* und *Spector* sehen ihre Position dadurch ausgezeichnet, daß sie eine Übertragung der labeling-Theorie aus der Erforschung abweichenden Verhaltens auf die Analyse der sozialen Probleme klassischer Herkunft vornehmen, also davon ausgehen, daß Verhalten und Situationen ihre Bedeutung nicht an sich besitzen, sondern erst in Interaktionsprozessen zugeschrieben erhalten. Diskussionsbedürftig ist nach Meinung von *Kitsuse* und *Spector* (1973, S. 417) das Verhältnis einer so konzipierten Soziologie sozialer Probleme zur Soziologie sozialer Bewegungen bzw. zur Politischen Soziologie insgesamt. Sie sehen eine spezifische Differenz darin, daß z. B. politische Parteien bzw. politische Gruppen versuchen, neue Institutionen zu schaffen, während solche Gruppen, die „soziale Probleme“ schaffen, lediglich Ansprüche gegenüber bestehenden Institutionen erheben. Die Transformation in politische Gruppen dürfte nur für den Fall geschehen, daß die herrschenden politischen Mächte ihren Forderungen nicht nachkommen. In diesem Falle besteht jedoch erhebliche Wahrscheinlichkeit, daß das spezifische soziale Problem „verloren“ geht bzw. in die intra- und interorganisatorischen Prozesse und Vorgänge eingespeist wird und so eine andere Qualität erlangt.

*Spector* und *Kitsuse* (1973, S. 146) fassen also soziale Probleme nicht als statische Bedingungen, sondern als Abfolge von Ereignissen. Diese Abfolgen von Ereignissen variieren: Jedes soziale Problem hat seine eigene, einzigartige Geschichte. Eine Aufgabe der Soziologie sozialer Probleme ist die Suche nach gemeinsamen Elementen, Stufen oder Prozessen in den Geschichten der verschiedenen sozialen Probleme – d. h. die Prüfung der Frage, ob soziale Probleme eine „Naturgeschichte“ besitzen –, ggf. ihre Stadien und Entwicklungsbedingungen zu beschreiben. Die Idee der „Naturgeschichte“ besteht

in der Annahme, daß sich ein gegebenes Phänomen durch das Durchlaufen einer Zahl von verschiedenen und ganz bestimmten Phasen bzw. Stufen entwickelt, von denen jede durch eine unterschiedliche Dynamik und unterschiedliche Prozesse, durch unterschiedliche Rollenverteilungen, unterschiedliche Aktivitäten und Schwierigkeiten gekennzeichnet ist. Eine solche Entwicklung muß nicht *unilinear* verlaufen, aber sie muß als ein Prozeß gesehen werden, innerhalb dessen der Übergang von einem Stadium zum anderen erleichtert oder behindert wird durch verschiedene Randbedingungen.

*Fuller* und *Myers* (1941b) haben die Vorstellung einer Naturgeschichte sozialer Probleme begründet durch die Analyse des Wachstums von Wohnwagenstädten in Detroit, mußten sich jedoch durch *Lemert* (1951) insoweit relativieren lassen, als dieser ein empirisches Gegenbeispiel vorzubringen vermochte, das zeigt, daß nicht in allen Fällen „soziale Probleme“ die Stadien „Bewußtwerdung, Anregung politischen Handelns und Reform“ durchlaufen. Auf der Basis theoretischer Überlegungen und verschiedener historischer Fallstudien entwickelten *Spector* und *Kitsuse* (1973, S. 147) ein „Vier-Phasen-Modell der Naturgeschichte sozialer Probleme“ und umrissen dieses wie folgt:

*Stadium 1:* Versuche bestimmter Gruppen, die Existenz gewisser Bedingungen zu behaupten, sie als übel, schädlich und unerwünscht zu definieren, diese Behauptungen zu veröffentlichen und Kontroversen darum anzuheizen sowie eine öffentliche Streitfrage daraus zu machen.

*Stadium 2:* Die Erkenntnis bei gewissen offiziellen Organisationen, Agenturen und/oder Institutionen, daß die oben genannten Gruppen einen legitimen Zweck verfolgen: Dies kann zu einer offiziellen Untersuchung der Angelegenheit, zu Verbesserungsvorschlägen und zur Schaffung einer Einrichtung zur Bearbeitung dieser Behauptungen und Forderungen führen.

*Stadium 3:* Wiederauftreten der Beschwerden und der Forderungen durch die oben genannten Gruppen, die ihrer Unzufriedenheit mit den gewählten Maßnahmen zur Lösung der kritisierten Bedingungen, mit der bürokratischen Behandlung der Beschwerden und mit dem Versäumnis, eine Situation des Vertrauens und Zutrauens in bezug auf Ziel und Intensität der vorgeschlagenen Maßnahmen zu schaffen, Ausdruck verliehen etc.

*Stadium 4:* Die Zurückweisung der Reaktion bzw. des Ausbleibens von Reaktionen durch die vorhandenen bzw. geschaffenen Institutionen auf die Kritik der problematischen Bedingungen und die Forderung nach ihrer Beseitigung und die Entwicklung von Aktivitäten zur Schaffung alternativer, paralleler bzw. konträrer Organisationen als Reaktion auf die Wirkungsweisen der schon eingeleiteten Maßnahmen.

Innerhalb des ersten Stadiums, das oben knapp umrissen wurde, sind kritische Punkte die Art und Weise, in der Beschwerden über die Bedingungen vorgetragen werden, und die Strategien, mit denen Publizität und Diskussionen darüber zu erreichen versucht werden; denn Beschwerden werden in einem politischen System in großer Vielzahl und Vielfalt vorgetragen, aber nur wenige sind sozusagen „erfolgreich“. Man darf davon ausgehen, daß der Erfolg von den drei folgenden Variablen abhängt: von der Macht der Gruppe, der Art der Beschwerde und der Strategien und Mechanismen der Beschwerdeführung. Wegen der relativen Klarheit in bezug auf die Variable „Macht“, wollen wir uns hier nur mit der Art der Beschwerde näher beschäftigen.

*Spector* und *Kitsuse* (1973, S. 149) verweisen darauf, daß die Unzufriedenheit der Gruppe sehr unspezifisch und amorph sein, aber auch sehr spezifisch und konkret sich auf ein ganz exakt angebbares Übel konzentrieren kann. Die Beschwerden können



insofern ungezielt sein, als sie keinen konkreten Adressaten haben, dem die Schuld am kritisierten Übel zugerechnet wird, sie können sich aber auch konkret auf als „schuldig“ identifizierte Personen bzw. Gruppen richten. Die Beschwerdeführer können relativ allgemein nach Abstellung des Übels verlangen, aber auch gezielt Vorschläge für Mittel und Wege der Abstellung des Übels machen. Aus diesen Elementen lassen sich diverse Hypothesen ableiten in bezug auf die Relation zwischen Wahrnehmung des Übels und Wahrscheinlichkeit der Durchsetzung als soziales Problem (Spector und Kitsuse 1973, S. 150).

1. Je vager das Gefühl der Unzufriedenheit, desto diffuser und allgemeiner die Beschwerde und desto geringer die Wahrscheinlichkeit der Anerkennung der Beschwerde oder der Reaktion auf diese Beschwerde und desto geringer die Durchsetzung gezielter Abhilfemaßnahmen.
2. Je vager die Unzufriedenheit, desto geringer die Wahrscheinlichkeit der Attribuierung von Schuld an spezifische Adressaten bzw. desto unwahrscheinlicher der Vorschlag spezifischer Abhilfemaßnahmen durch die Betroffenen.
3. Je weniger die Gruppe in der Lage ist, Schuld an ihrer Unzufriedenheit zu attribuieren, desto weniger wird sie in der Lage sein, sich ein Ziel zu suchen, an das sie sich mit ihren Beschwerden halten kann.
4. Je weniger die Gruppe in der Lage ist, Schuld an ihrer Unzufriedenheit zu attribuieren, desto weniger wird sie sich gegen die Meinung wehren können, daß sie selbst schuld an ihrer Lage ist.

Diese Beispiele mögen die Vielfalt der denkbaren Einflüsse der Art des Unzufriedenheitsgefühls auf den Verlauf der ersten Phase ausreichend illustrieren. Eine weitere Differenzierung ist sicher wünschenswert, aber in diesem Zusammenhang nicht wichtig. Eine weitere wichtige theoretische Variable für die Analyse der ersten Phase stellen die Mechanismen der Beschwerdeführung dar, also die Art und Weise, wie die Beschwerden angemeldet, ausgedrückt und publik gemacht werden (gewählte Kommunikationsmittel, Strategien zur Sichtbarmachung der kritisierten Bedingungen und „Hilfstruppen“, die an diesem Prozeß teilnehmen). Details dazu müssen wir in diesem Zusammenhang unerörtert lassen. Statt dessen sei darauf verwiesen, daß für den Fall, daß die Werte der sich Beklagenden bzw. Beschwerenden in Konflikt zu den Werten anderer Gruppen stehen, die aus dem Status quo Vorteile ziehen, die Chancen zur Entfaltung eines Grundsatzstreites mit hoher Publizität und entsprechender Wirksamkeit besonders groß sind. Die *erste Stufe* hätte damit ihren Höhepunkt erreicht. Nun bleiben eigentlich drei Entwicklungsmöglichkeiten: 1. das soziale Problem verharrt in diesem Stadium; 2. das soziale Problem tritt unverzüglich in das zweite Stadium; 3. das soziale Problem „fällt zusammen“ und setzt sich nicht durch (Spector und Kitsuse 1973, S. 151).

*Die zweite Stufe:* Wenn die Adressaten der Beschwerden auf diese reagieren, erfährt das soziale Problem eine deutliche Veränderung. Woraus diese Aufmerksamkeit bzw. Beachtung resultiert, sei hier zunächst einmal nicht näher beachtet. Die Reaktionen der Adressaten reichen von passiver Wahrnehmung der Beschwerden bis zu aktiven Versuchen der Kontrolle, Regulierung oder Beseitigung des Beschwerdeauslösers. Durch diese „Anerkennung“ erfahren die Beschwerdeführer so etwas wie eine positive Verstärkung, die sich oft in eine zahlenmäßige Ausweitung der Beschwerdeführer um-

setzt, da die sich beschwerende Gruppe an Prestige gewinnt. Auf der anderen Seite überschatten die Handlungen der Beschwerdeadressaten die Sichtbarkeit der sich artikulierenden unzufriedenen Gruppen, und wenn die reagierenden Institutionen sich des inkriminierten Zustandes gar annehmen, können sie im Extremfall sogar die Beschwerdegruppen neutralisieren und eliminieren. Soziale Probleme, die dieses Stadium erreicht haben, können mithin sehr wohl noch verschwinden. Um dieses Ende hier nicht zu nehmen, müssen soziale Probleme die Schaffung von Institutionen bzw. die Delegation von Zuständigkeiten an bestehende Institutionen auslösen, die sich mit den Behauptungen und Beschwerden in bezug auf die fraglichen Bedingungen zu befassen haben. Die Schaffung solcher Institutionen setzt gesetzgeberische Aktivitäten, Allokation von finanziellen und personellen Ressourcen etc. voraus; diese Agenturen legitimieren, institutionalisieren und routinisieren die Behandlung von Beschwerden, vor allem aber entwickeln sie ein eigenständiges Leben, eigenständige Interessen etc. Die Phase 2 ist vollendet, wenn die Beschwerden über eine bestimmte Bedingung domestiziert und routinisiert wurden – meist durch bestimmte Agenturen, die ein verwurzeltes Interesse an der Behandlung dieser Beschwerden entwickeln, wenn auch vielleicht nicht an der Behebung jener Zustände, die Beschwerdeanlaß waren und sind (*Spector und Kitsuse* 1973, S. 154).

*Die dritte Stufe:* Wenn erst einmal Maßnahmen zur Behandlung der Beschwerden eingeleitet sind, dann können sich jene Aktivitäten, die wir als soziale Probleme bezeichnet haben, verflüchtigen, vielleicht sogar ganz auflösen. Diejenigen, die sich mit den Beschwerdeführern auseinandersetzen haben, können beabsichtigen, den Beschwerdeauslöser zu beseitigen, aber auch lediglich die Beschwerden aufzufangen und an den Zuständen selbst nichts zu verändern. Unabhängig von den Intentionen der die Beschwerden „bearbeitenden“ Institutionen können die ergriffenen Maßnahmen falsch wahrgenommen oder aber auch objektiv ineffektiv sein, um die geforderte Beseitigung des beklagten Übels zu erreichen. In diesem Falle können Behauptungen der Inadäquatheit, der Ineffizienz oder der Ungerechtigkeit der Maßnahmen selbst wiederum zu Kristallisationspunkten von Klagen und Beschwerden werden, an die sich dann neue „social problems activities“ (*Spector und Kitsuse* 1973, S. 155) knüpfen. Die sich daran beteiligenden Gruppen mögen andere sein als die ursprüngliche „Protestgruppe“, dadurch daß die ursprüngliche Gruppe schon während der Phase 2 sich veränderte, aber auch vor allem dadurch, daß neue Personen hinzukommen.

*Spector und Kitsuse* (1973, S. 155) sehen in dem Punkt der *Problemverlagerung* das entscheidende Merkmal der dritten Phase, denn die Beschwerden richten sich nun weniger gegen die ursprünglichen auslösenden Bedingungen, sondern eher gegen die Art der Problembearbeitung und vor allem gegen die daran beteiligten Institutionen. Das Ergebnis der dritten Phase könnte demzufolge eine Neuaushandlung der Verfahren, eine Reform der existierenden Praktiken, Entlassung von Verantwortlichen, vielleicht auch die Schaffung einer neuen, spezialisierteren Behörde bzw. „Agentur“ sein. Was das „Klima“ am Ende der Stufe 3 betrifft, so dürften geschärfte Aufmerksamkeit, Mißtrauen und Resignation etc. die Beziehungen zwischen den beteiligten „Parteien“ kennzeichnen. Dieser Zweifel an der Nützlichkeit bisheriger Maßnahmen und vorhandener Institutionen ist die Voraussetzung für den Übergang zum 4. Stadium.

*Vierte Stufe:* Diese vierte Phase wird erreicht, wenn die unzufriedenen Gruppen ihre Aktivitäten auf die Überzeugung gründen, daß es nicht länger möglich ist, „innerhalb des Systems zu arbeiten“. Das Schwergewicht der Aktivitäten verlagert sich von der Kritik bisheriger Maßnahmen auf die Entwicklung alternativer Lösungen für die von ihnen wahrgenommenen Probleme, vor allem auf lokaler Politikebene. Diese Aktivitäten werden getragen von Beschwerden, die die Legitimität der etablierten Institutionen und der Maßnahmen, die sie ergreifen, in Frage stellen. Die sozialen Probleme entwickeln sich in der vierten Phase in zwei Richtungen: Erstens in Richtung der Schaffung von alternativen Institutionen als Mittel zur Sicherung einer sozialen und politischen Basis für radikalen Wandel der üblichen Maßnahmen. Zweitens in Richtung auf Lösung vom bisherigen institutionellen System, um alternative Institutionen als begrenzte Lösungen für die Gruppenmitglieder zu schaffen. Beide Lösungen setzen voraus, daß die etablierten Institutionen als unverbesserlich angesehen werden, daß das etablierte System abgelehnt und ein Handeln „außerhalb des Systems“ bevorzugt wird. Der Unterschied zwischen den beiden Entwicklungslinien ist darin zu sehen, daß die erste „wertorientiert“, die zweite dagegen „interessenorientiert“ ist. Erstere läuft darauf hinaus, für *alle* neue Institutionen zu schaffen, während letztere nach gangbaren Lösungen nur für die *Gruppenmitglieder* sucht.

Daraus wiederum ergeben sich sehr unterschiedliche Probleme für die Regelung der Außenbeziehungen, speziell durch die Möglichkeiten der Kooperation. Dies ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil gerade erfolgreiche und brauchbare alternative Institutionen das Interesse der etablierten Institutionen in ihrer Auseinandersetzung mit ihren Kritikern erregen. Eine erfolgreiche „wertorientierte“ Alternative drängt auf die Schaffung einer Alternative als *der* institutionellen Form und sprengt somit das existierende System. Eine erfolgreiche „interessenorientierte“ Alternative bleibt eine Alternative, die immer von der Gefahr bedroht ist, daß die etablierten Institutionen des Systems ihre Toleranz bzw. Indifferenz ihr gegenüber aufgeben, die jedoch die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der Alternative darstellt.

*Spector* und *Kitsuse* (1973) kommt zweifellos der Verdienst zu, die Idee der „Karriere“ eines sozialen Problems in einen detaillierten theoretischen Entwurf umgesetzt zu haben und damit weit über *Blumers* (1975 bzw. 1971) Vorschlag hinausgegangen zu sein. Unverständlich bleibt dabei jedoch, aus welchem Grunde sich die beiden Autoren eigentlich nur ganz beiläufig mit der *Blumerschen* Arbeit auseinandersetzen, obwohl sie doch weitgehend die gleiche theoretische Ausgangsbasis aufweisen. Unbegründet bleibt daher, wieso die Autoren stärker auf das von *Blumer* zurückgewiesene Denkmodell der „Naturgeschichte sozialer Probleme“ zurückkommen, weshalb sie aus dem *Blumerschen* „Fünf-Stadien-Modell“ auf ein „Vier-Stadien-Modell“ zurückgehen etc. Den Vorwürfen einer einseitigen „subjektivistischen“ Konzeption müssen sich beide Verlaufsmodelle in gleicher Weise stellen, ebenso trifft für beide die Kritik zu, die wir weiter unten in Zusammenhang mit der Arbeit von *Stokes* und *Hewitt* (1976) vortragen werden.

Dennoch bleibt zweifellos festzuhalten, daß nach *Blumers* provokanter Wendung der Theoriediskussion durch *Spector* und *Kitsuse* bedeutsame Schritte in Richtung auf theoretisch gehaltvolle und doch ausreichend konkrete Analysen sozialer Probleme getan wurden, die hoffentlich bald von der Forschung aufgenommen und weitergeführt werden.

### XI. Phänomenologisch-soziologische Theorieansätze

Eine sich noch stärker von der „absolutistischen“ und „objektivistischen“ Position absetzende, mit dem Interaktionismus allerdings in vielfacher Hinsicht verwandte Theorie sozialer Probleme wird seit kürzester Zeit von phänomenologisch orientierten Soziologen wie z. B. *Jack D. Douglas* zu entwickeln versucht. Wir können hier aus Raumgründen nur mit ganz wenigen Erläuterungen eine erste Vorstellung von dieser Position vermitteln. Da sie sozusagen den Gegenpol zur materialistisch-marxistischen Theoriebildung darstellt, die wir hier gar nicht behandelt haben, ohne dafür mehr als pragmatische Gründe anführen zu können, ergibt sich hier eine gewisse Inkonsequenz in unserer Vorgehensweise, die wir jedoch dadurch gerechtfertigt sehen, daß die materialistischen Ansätze in der westdeutschen Soziologie in den letzten Jahren zumindest in ihren allgemeinen Grundzügen stark im Vordergrund standen, während die phänomenologische Soziologie (bisher) nicht über eine Marginalstellung (mit starker Neigung zur Subkulturbildung) hinausgekommen ist.

*Jack D. Douglas* selbst, dessen Arbeiten wir vor allem ansprechen wollen, ordnet die interaktionistische Theorie als ein erstes Beispiel unter eine *Phänomenologische Theorie sozialer Probleme* ein, weil sie ebenfalls die „absolutistische“ Perspektive ablehnt. Nach *Douglas* (1974, S. 113) weisen phänomenologische Theorien vier grundlegende Vorstellungen in bezug auf soziale Probleme auf: 1. Der Soziologe muß zuerst die sozialen Probleme und ihre Lösungen vom Standpunkt der Angehörigen einer Gesellschaft aus erforschen; 2. Wenn der Soziologe soziale Probleme auf diese Weise erforscht, dann wird er herausfinden, daß die Bedeutungen sozialer Probleme für die Mitglieder unserer Gesellschaft in hohem Maße problematisch sind; 3. Die problematische Natur sozialer Probleme bedeutet, daß es grundlegende Konflikte zwischen den Angehörigen unserer Gesellschaft bei der Definition sozialer Probleme gibt; 4. Diese Konflikte bedeuten, daß der Soziologe, dessen Aufgabe es ist, objektive und praktisch verwertbare Informationen und Erklärungen dieser sozialen Probleme zu geben, jene Wege, auf denen konfligierende Gruppen die Bedeutungen sozialer Probleme und Lösungen dieser Probleme konstruieren, untersuchen muß (*Douglas* 1974, S. 113–114).

Einige dieser Merkmale einer phänomenologisch-soziologischen Analyse bzw. Konzeption sozialer Probleme seien hier etwas näher expliziert, ohne den Anspruch erheben zu wollen, eine dichte und in allen Punkten adäquate Rekonstruktion der phänomenologischen Position anbieten zu können.

Grundsätzlicher Ausgangspunkt ist: Der phänomenologische Soziologe denkt sich nicht aus, was soziale Probleme sind; er bietet keine ad hoc-Definition sozialer Probleme an, sondern beginnt seine empirische Bestimmung sozialer Probleme durch die Analyse dessen, was die sozialen Akteure dazu sagen, was soziale Probleme sind, vor allem in alltäglichen Kommunikationen.

Dabei stellt sich meist schnell heraus, daß jeder vom anderen mehr oder weniger sicher annimmt, daß er die gleichen Tatbestände als soziale Probleme ansieht wie man selbst, daß andererseits durch eine empirische Analyse sehr schnell deutlich wird, daß dieser Konsens gar nicht existiert. Dadurch bestätigt sich die These, daß die Definition von

sozialen Problemen in unserer komplexen Gesellschaft höchst problematisch ist, und zwar wohl aus zwei Gründen: Erstens ist sie problematisch, weil die Kategorie drei verschiedene, sich überlappende Bedeutungen besitzt (moralische Bedeutung sozialer Probleme, soziale Probleme als mit anderen geteilte Probleme und soziale Probleme als sozial geteilte und sozial verursachte Probleme). Der zweite und problematischste Aspekt der sozialen Bedeutungen sozialer Probleme besteht in der Meinungsverschiedenheit in bezug auf die geteilte Natur der Probleme und ihre Ursachen, d. h. eher darüber, was ein soziales Problem ist und was keines ist, als in einer Nichtübereinstimmung über die abstrakte Bedeutung des Terminus „soziales Problem“. Diese Unterschiede in bezug auf die Einstufung konkreter Situationen als soziale Probleme haben gesellschaftliche Ursachen. Eine Ursache ist die pluralistische Struktur unserer Gesellschaft, die zu unterschiedlichen Erfahrungen und zu Unterschieden in den Bedeutungen, die diesen Erfahrungen zugeschrieben werden, führt. Selbst in jenen Gruppen mit geteilten gemeinsamen Erfahrungen wird es immer Konflikte darüber geben, welche konkreten Bedeutungen den Erfahrungen beigemessen werden sollen, vor allem, wenn es um die Erklärung der Ursachen dieser Erfahrungen geht.

Geht man von der notwendigerweise problematischen Natur der sozialen Definitionen von sozialen Problemen aus, dann können Konflikte über die Definitionen sozialer Probleme in unserer Gesellschaft nicht ausbleiben. Dabei gilt allerdings, daß es große Unterschiede im Grad der Strittigkeit der Definitionen verschiedener sozialer Probleme gibt. Jene Probleme, die nahezu konsensual definiert sind, sind vor allem solche, die direkt mit den allgemeinen menschlichen physischen und physiologischen Bedürfnissen verknüpft sind. Diese konsensualen sozialen Probleme könnte man daher wohl „naturalistische“ oder „physikalistische“ soziale Probleme nennen (Douglas 1974, S. 130). Neben diesen „physikalistischen“ sozialen Problemen findet sich ein zweiter Typus von Problemen, der zum Teil vom ersteren abgeleitet ist. Dieser Typ wird von Douglas (1974, S. 132) als „soziale Probleme des kleinsten gemeinsamen Nenners“ bezeichnet. Darunter fallen z. B. Probleme wie wirtschaftliche Depression, hohe Sterblichkeit, hohe Morbiditätsraten und Kriege. Sie werden nicht direkt „physiologisch erfahren“, aber sie werden von fast jedem als mit physiologisch definierten Problemen verknüpft gesehen (wirtschaftliche Not verursacht Hunger, Sterblichkeitsraten indizieren Todesfälle, Krieg produziert Tod und Versehrung etc.). Da sich diese Probleme als gesamtgesellschaftliche formulieren lassen, sind sie so etwas wie „soziale Probleme des kleinsten gemeinsamen Nenners“, über die zumindest weiter bis sehr weitgehender Konsens besteht.

Dieser relativ starke Konsens wird besonders deutlich, wenn wir diese Probleme mit jenen vergleichen, die mit Armut zusammenhängen, die ein vorzügliches Beispiel abgibt für jene Probleme, die man als „relativistische soziale Probleme“ bezeichnen könnte (Douglas 1974, S. 132). Zunächst könnte man glauben, daß Armut mit ihren Anklängen an Hunger und Krankheit konsensual als soziales Problem definiert wird. Aber die Merkmale der Armut haben sich in westlichen und wohl auch in östlichen Industriegesellschaften weitgehend geändert. Armut bedeutet dort heute weniger einen Mangel an materiellen Gütern, der bis zu physischen Leiden durch Hunger, Ausgesetztsein an die Unbilden der Witterung oder Siechtum führt, sondern eher einen Mangel an mate-

riellen Gütern, um die menschlichen Vorstellungen von Gesundheit zu realisieren, einen Mangel an materiellen Gütern, die erforderlich wären, um sich eines erwünschten Lebensstandards zu erfreuen, vor allem aber eine soziale Situation, die für das untere Ende der sozio-ökonomischen Skala typisch ist. Gerade diese *relativen* Aspekte des Problems sind es, die konflikträchtig sind. Der Grund ist klar: Solange sich nicht zeigen läßt, daß die Bedeutung eines sozialen Problems unabdingbar ist, unabhängig vom Willen und den Intentionen der verschiedenen Angehörigen der Gesellschaft, ist die Auswahl der verschiedenen Problemdefinitionen der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen (theoretisch!) völlig offen. Es gibt damit die Möglichkeit bzw. die Notwendigkeit des Definitionskonfliktes. Dabei gibt es mit Sicherheit Fälle, in denen Individuen und gesellschaftliche Gruppen *gezielt* ihre spezifische Definition vortragen bzw. durchzusetzen versuchen, in den meisten Fällen sind die Konflikte über Problemdefinitionen jedoch nicht intentionale und zweckhafte Handlungen von Interessenten, sondern entziehen sich der rationalen Einsicht der Beteiligten (*Douglas* 1974, S. 138). So weit erste Versuche phänomenologisch orientierter Soziologie zu einem Entwurf einer Theorie sozialer Probleme. *Douglas* (1974) entfaltet die hier sehr allgemein dargestellten Aussagen in seiner Arbeit bis zu etwas konkreteren Hypothesen, die mit Sicherheit in den nächsten Jahren Gegenstand interessanter empirischer Studien sein werden. Das Unbefriedigende an seiner Arbeit ist jedoch, daß er eine sehr polemische und z. T. unzureichend argumentativ belegte Kritik gegen alternative Ansätze vorträgt, speziell gegen die „Sozialpathologen“, zu denen er mit u. E. problematischen Begründungen auch *Emile Durkheim* rechnet, gegen struktur-funktionalistische Positionen (speziell gegen *Merton*), gegen materialistische Ansätze, die er sehr verkürzt darstellt, aber auch gegen interaktionistische Ansätze (speziell gegen *Blumer*), die er z. T. mit Recht kritisiert (z. B. in bezug auf ihre impliziten basisdemokratischen Annahmen), z. T. aber mit einer unverständlichen Schärfe zurückweist. Ein impliziter Argumentationsbruch scheint uns ferner darin zu bestehen, daß *Douglas* insofern „objektivistischer“ argumentiert als die von ihm attackierten Interaktionisten, als die Interaktionisten keine Aussagen über „objektive“, konsensual definierte soziale Probleme machen, wie es z. B. *Douglas* ganz ausdrücklich tut. *Douglas'* Arbeit ist ein wichtiger, anregender Beitrag, der sicher die Theoriebildung anregen wird, aber sie ist dennoch ein ärgerlicher Beitrag, weil sie nie konkret genug wird, um eine substantielle Analyse auch nur von Teilaspekten zu leisten. Eine wichtige, noch zu bewältigende Arbeit zur Förderung der Theoriebildung wäre also die systematische vergleichende Kritik materialistischer und phänomenologischer Theorieansätze.

Daß sich eine phänomenologisch orientierte Soziologie durchaus auf substantielle und empirisch gehaltvolle Weise auf soziale Probleme einlassen kann, belegen *Hall* und *Hewitt* (1973). *Hall* und *Hewitt* verwenden das Konzept der Quasi-Theorien. Quasi-Theorien sind definiert als „ad-hoc-Erklärungen“, die auf problematische Situationen angewandt werden, um ihnen Ordnung und „Hoffnung“ zu geben (*Hall* und *Hewitt* 1973, S. 367 f.). Eine allgemeine Definition problematischer Situationen enthält folgende Elemente:

1. Sie bezieht sich auf konkretes sozial definiertes Verhalten und nicht auf bestimmten Personen zugeschriebene Eigenschaften;

2. wird der normative Maßstab betont, nach dem ein konkretes Verhalten beurteilt wird;
3. werden kollektive Reaktionen auf das Verhalten einzelner in den Vordergrund gestellt.

*Eine Situation kann in dem Ausmaß als problematisch definiert werden, in dem sie als eine Situation betrachtet wird, die soziale Unordnung involviert, für die eine Erklärung verfügbar ist bzw. verfügbar sein wird.*

Diese Erklärungen lassen sich unter Einschränkungen zurückführen auf gemeinsam geteilte Wissensbestände der Interaktionspartner. Nach *Hewitt* und *Hall* kann fast jede Situation als problematisch definiert werden. Die Standards für die Beurteilung einer Situation bedürfen hier vielleicht einer gewissen Konkretisierung: *Hewitt* und *Hall* (S. 368) führen dazu aus: Die Standards, nach denen Leute Situationen als geordnet bzw. ungeordnet beurteilen, liegen in einer Tiefenstruktur, aber gelangen zu Bewußtsein, wenn gegen sie verstoßen wird (vgl. z. B. *Harold Garfinkel*). Zusätzlich zu normativen Erwägungen wird das Empfinden der Leute in bezug auf die Ordnungsgemäßheit der Handlungen anderer und der Kontexte, in denen sie handeln, bestimmt durch folgende Faktoren:

1. Urteile über die Typikalität ihrer Handlungen;
2. Wahrscheinlichkeit der beobachteten Handlungen und Ereignisse;
3. Wahrnehmung von kausalen Beziehungen in der Situation;
4. Technische Effizienz ihrer Handlungen in bezug auf die wahrgenommenen Ziele und
5. die entscheidende Kongruenz zwischen der Perspektive, aus der Handelnde und der Beobachtende die Situation beobachten.

Ob als Beteiligte oder als Beobachter, die Leute sind geneigt, eine Situation als geordnet anzusehen, wenn sie eine Basis dafür finden, das Verhalten der Beteiligten als typisch für diese anzusehen, als unter diesen Bedingungen wahrscheinlich und damit erwartbar, als der Situation angemessen, als geeignet zur Erreichung der angestrebten Ziele, als realistisch in seiner Zielrichtung und als innerhalb der moralischen Normen. Die Situation wird für ungeordnet gehalten, wenn das Verhalten als atypisch erscheint, als unwahrscheinlich, unerklärlich, technisch ungeeignet, unrealistisch und moralisch unvertretbar.

*Hewitt* und *Hall* führen einige sehr allgemeine Formen von Quasi-Theorien auf und diskutieren relativ abstrakt, in welchen Situationen welche Quasi-Theorien herangezogen werden, um mit problematischen Situationen fertig zu werden. Einen Überblick über die Struktur, die Umstände und die Konsequenzen des Gebrauchs von Quasi-Theorien in bezug auf sozial problematische Situationen mag folgende Ablaufbeschreibung geben: Ausgangspunkt ist eine Situation, die als ungeordnet wahrgenommen wird; Interaktionen finden statt, um die Realität der Situation zu bestimmen; im Verlauf der Interaktion entwickelt sich eine tentative gemeinsame Perspektive; im gemeinsamen Gesprächsverlauf wird dann ein Verfahren zur Behandlung problematischer Situationen bestimmt; es findet dann ein Rückschluß von dem Verfahren zur Lösung des Problems auf den eigentlichen Charakter des Problems statt; in der Folge wird das Problem spezifiziert; diese Spezifizierung hat eine kausale Analyse zur Folge, die folgende Elemente enthält:

1. Eine Unterscheidung zwischen den eigentlichen Problemen und Randaspekten;
2. eine kausale Generalisierung;
3. Illustration, Beispiele und biographische Rekonstruktionen und
4. Entwicklung von Werten und Meinungen, die die Analyse bestärken.

*Hewitt* und *Hall* gelingt es zwar, eine Beziehung herzustellen zwischen der Perzeption bestimmter Situationen und dem Prozeß, durch den diese Situationen gesellschaftlich als soziale Probleme definiert werden, aber das entscheidende theoretische Problem ist damit noch nicht bewältigt: *Unter welchen Bedingungen entsteht diese Situation, die Anlaß gibt zur Anwendung von Quasi-Theorien und zur sozialen Definition dieser Situation als soziales Problem?* Insofern ist auch dieser Versuch der phänomenologischen Soziologie, den man um andere Beispiele – so u. a. um das Werk von *Jack D. Douglas* – erweitern könnte, (noch) nicht zum Ziel gekommen.

## XII. Zusammenfassung der Diskussion

Fassen wir – zumindest versuchsweise – den bisherigen Ertrag unserer Analysen zusammen.

Die Analyse des Zustandes der Theorie sozialer Probleme ergibt, wenn man die allerletzten Jahre ausnimmt, daß nach wie vor eine große Verwirrung, Unordnung und Sterilität der Diskussion zu konstatieren ist. Eine systematische Theoriebildung, wie sie in den letzten Jahren einzusetzen scheint, muß deshalb nachhaltig gefördert werden. Sehr vergrößert ergibt unsere Sichtung das folgende Bild:

1. Die strukturell-funktionalen Beiträge haben den relativen Vorteil, daß sie einen objektiven, vom möglicherweise „falschen“ Bewußtsein, von Interessengeleitetheit freien Standpunkt zu gewinnen versuchen, so daß unabhängig vom individuellen Bewußtsein Diagnosen sozialer Probleme und Vorschläge zu ihrer Lösung zu entwickeln sind. Damit streben sie eine ganz wesentliche Kapazität an; denn es käme einer wissenschaftlichen Bankrotterklärung gleich, wenn die Soziologie nicht von sich aus Aussagen über die Qualität gesellschaftlicher Bedingungen und Prozesse machen könnte, sondern entsprechende Diagnosen ganz und gar an die „Öffentlichkeit“ delegieren müßte. Wir haben andererseits gesehen, daß sich *Merton* als Hauptvertreter dieser Position in eine ganze Reihe von Unklarheiten und Inkonsistenzen verstrickt, die sich z. T. beheben ließen, z. T. jedoch so grundsätzliche wissenschaftstheoretische Fragen darstellen, die kaum theorieimmanent zu beseitigen wären (z. B. die Bestimmung „funktionaler Äquivalente“, funktionaler Erfordernisse, die Logik teleologischer Aussagensysteme etc.). Die Vorwürfe des „Absolutismus“ und des „Objektivismus“, wie sie von den Interaktionisten gegen *Merton* vorgetragen werden, haben wir in einzelnen Punkten bestätigt und in anderen relativieren können; ebenso wie wir den Vorwurf des „Subjektivismus“, je nachdem wie *Manis* zu verstehen ist, eindeutig zurückweisen oder scharf zuspitzen können. Angesichts dieser komplexen und unübersichtlichen Lage dieser theoretischen Position ist zu hoffen, daß *Merton* deshalb auf die interaktionistische Kritik antwortet und zu einer Präzision seiner Position beiträgt. Vor dem Hintergrund



der relativen Mängel, die sich auch bei der interaktionistischen Position in ihren verschiedenen Spielarten finden, käme einer revidierten und präzisierten strukturell-funktionalen „Antwort“ sehr entscheidende Bedeutung zu.

Dies wird besonders deutlich an dem wichtigen Beitrag von *Manis* (1974a und 1974b), der den anderen interaktionistischen Arbeiten mit Recht vorhält, daß sie, wegen ihres *subjektivistischen* Bias, nicht in der Lage sind, systematische Beziehungen zwischen verschiedenen sozialen Problemen zu klären, Hierarchien von sozialen Problemen unter verschiedensten Gesichtspunkten zu konstatieren, Problemlösungsstrategien auf der Basis dieser Erkenntnisse zu entwickeln etc. Da *Manis*, trotz seiner massiven Angriffe auf *Merton* diesem eigentlich vor allem vorwirft, daß er nicht konsequent genug Struktur-Funktionalist ist, um das, was eine Theorie sozialer Probleme leisten können müßte, anbieten zu können, ergibt sich immerhin, daß sich selbst aus dem interaktionistischen Lager, zu dem *Manis* gehört(e), eine positive Erwartung an die strukturell-funktionale Theorie sozialer Probleme richtet.

Gegen *Blumer* haben wir unsere Einwände u. E. in ausreichender Weise entfaltet, so daß wir hier nur etwas näher auf die Beiträge von *Kitsuse* und *Spector* eingehen wollen. Obwohl deren „subjektivistischer Bias“ einerseits auf der Hand liegt, gehen sie andererseits nicht weit genug. Sie sind zumindest nicht konsequent, wenn sie sich in ihrer Analyse auf die Möglichkeiten der Definitionsdiskrepanz zwischen Soziologen und Bevölkerung beschränken. Im Sinne der interaktionistischen Theorie selbst wäre es u. E. viel plausibler und dringlicher, die *Perspektive des Akteurs* bzw. des *Problembehafteten* zu berücksichtigen, die ja in den meisten Fällen nicht mit der der Bevölkerung identisch ist. Dann ergäbe sich eine viel komplexere und theoretisch fruchtbarere Ausgangslage. Die „Karriere eines sozialen Problems“ ließe sich so erst umfassend und sinnvoll erklären. Es ergäbe sich das folgende Bild:

*Definition einer Situation als Problem durch die Mehrheit der Bevölkerung*

		Ja		Nein	
		Definition als Problem durch Betroffene		Definition als Problem durch Betroffene	
Definition als Problem durch Soziologen	Ja	A	B	E	F
	Nein	C	D	G	H

2. Die interaktionistischen Ansätze bringen auf der anderen Seite eine fruchtbare neue Perspektive in die Theorie sozialer Probleme ein, da sie von einer statischen Sicht der Phänomene abrücken und deutlich machen, daß problematische objektive Bedingungen nicht notwendig die „Dignität“ eines sozialen Problems erlangen. Die neue Betonung der „Karriere“ bewirkt jedoch eine ernste Gefahr: Sie drängt die Kausalforschung zurück (*Leon Maybaw* 1975; *Joseph R. Gusfield* 1976); vor allem aber scheint sie die latente Gefahr zu fördern, daß die Existenz von Problemen an sich geleugnet wird, daß

alle Probleme – da „ohnehin *objektiv* nicht gegeben“ – gleich wichtig und bedrohlich zu sein scheinen. Daraus könnte im doppelten Sinne Handlungsunfähigkeit resultieren: Da alle Probleme gleich wichtig zu sein scheinen, kann man keine wissenschaftlichen Kriterien angeben, nach denen bei knappen Ressourcen gezielt Maßnahmen ergriffen werden sollten. Außerdem jedoch würde mangelndes Kausalwissen zur Konsequenz haben, daß man nicht weiß, was man tun muß, wenn man etwas ändern will, weil man über keine Gesetzmäßigkeiten Bescheid weiß.

Andererseits ist die Betonung kausaler Analysen im Bereich der Soziologie sozialer Probleme mit einer gewissen Skepsis zu betrachten. Kausalanalysen geschehen nach *Joseph Bensman* (1976) nicht selten unter einem unbewußten Bias: Wir sind geneigt, aus der zunächst unbegrenzten Zahl von denkbaren kausalen Variablen jenen eine bevorzugte Stellung einzuräumen und sie in unsere Analysen einzubeziehen, die wir *ändern* können, die zu unserer Disposition stehen. Gerade bei sozialen Problemen ergibt sich u. E. die große Wahrscheinlichkeit, daß die Interessen der Analysierenden von wesentlichem Einfluß darauf sind, welche Variablen als zur Disposition für gesellschaftliches Handeln stehend angesehen werden, so daß die Wahrscheinlichkeit ideologischen Konfliktes besonders groß ist, andererseits aber die Konfliktpartner (Betroffene, Öffentlichkeit, Soziologen) über unterschiedliche, zugeschriebene oder tatsächliche Sachkompetenz verfügen.

Einen besonders wichtigen Einwand gegen die Entwicklung von Theorien sozialer Probleme müßte man u. E. in Anlehnung an *Melvin L. Kohn* (1976) an dieser Stelle einfügen: Eine solche Theorie, die sich möglicherweise noch stark auf kausale Analyse fixiert, könnte zur Folge haben, daß die abhängigen Variablen auf bedenkliche Weise aufgewertet werden. Dies würde die „Opfer“, die Betroffenen, zu stark in den Vordergrund rücken – was politisch andererseits richtig und wünschenswert wäre – und damit von den kausal verantwortlichen Strukturen ablenken können. Eine zu starke Fixierung auf die Analyse der Lebensbedingungen der Betroffenen könnte den gleichen Effekt haben und zur Vernachlässigung struktureller Zusammenhänge führen. Besonderes Gewicht kommt der Befürchtung *Kohns* zu, daß durch die isolierte Erklärung einzelner sozialer Probleme übersehen werden könnte, was den diversen sozialen Problemen *gemeinsam* ist und was vielleicht auf besondere Tiefenschichten in den Ursachenketten schließen lassen könnte.

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich, daß die beiden hier näher analysierten Theorierichtungen, Struktur-Funktionalismus und Symbolischer Interaktionismus, allein mit großer Sicherheit keine adäquate Theorie sozialer Probleme werden entwickeln können. Da in der Diskussion immer wieder deutlich wurde, daß sich die Vertreter der beiden Richtungen nahezu regelmäßig mißverstehen bzw. sich verzerrt wahrnehmen, stellt sich die Frage, ob beide Ansätze – wie von ihnen durchweg behauptet – absolut unverträglich sind; vor allem in bezug auf die Frage: Gibt es situationsübergreifende Bedeutungen, also damit auch objektive Bedingungen, oder werden Bedeutungen immer wieder völlig neu geschaffen? Mit diesem für die Weiterentwicklung der Theorie zentralen Problem wollen wir uns im Ausblick dieser Arbeit beschäftigen.

## XIV. Ausblick

Unsere bisherigen Erörterungen haben gezeigt, daß in der Theorie sozialer Probleme in den letzten vier Jahrzehnten vor allem zwei große Richtungen miteinander gerungen haben, die unvereinbar scheinen, ja sich selbst ihr Versagen vor der Aufgabe, umfassende und gleichzeitig ausreichend differenzierte analytische Hilfsmittel zur Erforschung sozialer Probleme zur Verfügung zu stellen, damit erklären, daß sie eigentlich nicht beharrlich genug an ihren theoretischen Prämissen festgehalten und zuviele Konzessionen an den rivalisierenden Ansatz gemacht haben (vgl. vor allem *Kitsuse* und *Spector* 1975). Dieser Standpunkt wird m. E. besonders massiv von den Vertretern einer interaktionistischen bzw. phänomenologischen Soziologie vertreten (was aus ihrer underdog-Situation leicht verständlich ist). Umso erfreulicher ist, daß in neuester Zeit gewisse erste Schritte zur Überbrückung dieser Kluft zwischen „strukturalistischer“ und „interaktionistischer“ Soziologie gerade von Interaktionisten unternommen werden.

*Randall Stokes* und *John P. Hewitt* (1976) gehen von der Bilanz der Arbeiten aus, die – aus der Tradition des Symbolischen Interaktionismus kommend – sich mit den verschiedenen Techniken, Taktiken, Methoden, Verfahren etc. beschäftigt haben, die unter Bedingungen benutzt werden, in denen gewisse Merkmale einer Situation problematisch sind (motive talk, accounts, quasi-theories, disclaimers etc.). *Stokes* und *Hewitt* (1976, S. 839) nennen entsprechende Verfahren „aligning actions“, also „ausrichtende Handlungen“. Solche Aktivitäten sind von entscheidender Bedeutung für den Prozeß, durch den Personen gemeinsames Handeln erreichen und auf Dauer stellen, und zwar durch die Ausrichtung individueller Handlungslinien, wenn Hindernisse für die Handlung auftreten. Von besonderer Bedeutung ist jedoch, daß durch die „ausrichtenden Handlungen“ entscheidend dazu beigetragen wird, eine Beziehung zwischen der *Kultur* und dem *Verhalten* in Gang zu halten, eine gegenseitige Ausrichtung der beiden aufeinander aufrechtzuerhalten, und das angesichts von Handlungen, die von kulturellen Erwartungen oder von Definitionen dessen, was situationsangemessen ist, abweichen. Damit ist eine höchst problematische Frage in der soziologischen Theorie, nämlich die Natur des Verhältnisses zwischen Kultur und Handeln, angesprochen. Keine der beiden dominanten soziologischen Theorierichtungen, die man grob als „strukturelle“ oder als „interaktionistische“ bezeichnen könnte (*Stokes* und *Hewitt* 1976, S. 838–839), faßt das Bindeglied zwischen Kultur und Individuum und seinen Handlungen adäquat. Die Struktur-Theorien lösen nicht das Problem des Einflusses der Kultur auf Verhalten, und die interaktionistischen Theorien leisten keine Erklärung des Stellenwertes, der Natur und des Fortbestehens von Kultur. Beide also sind unfähig, die Phänomene von Fortbestand und Wandel zu erklären. Der Hauptfehler der strukturellen Theorie ist, daß soziales Handeln simplifiziert als „Umsetzung“ von Kultur verstanden wird: Sozialstrukturen sind kulturell geleitete Verhaltensmuster. So wie genetische Codes individuelle Phänotypen determinieren, so bewirkt Kultur individuelle Verhaltensmuster. Ungeklärt bleiben dabei jedoch weitgehend die Mechanismen, über die Kultur individuelles Handeln bestimmt. Allenfalls finden sich in Überanstrengung bzw. selektiver Interpretation *Meadscher* Konzepte Thesen, daß die Internalisie-

rungen verschiedener existentieller und normativer Postulate den Hauptmechanismus abgeben, durch den Kultur übermittelt wird und einen kontrollierenden Einfluß auf Handeln gewinnt, quasi durch Implementierung einer tief verinnerlichten Hierarchie von präkognitiven Präferenzen, die hinfort Verhalten leiten und kontrollieren. Zusätzlich zu diesen internen Leitungs- und Kontrollmechanismen wirken äußere Sanktions- und Zwangsmaßnahmen auf den Akteur ein. Diese globalen Aussagen haben sich letztendlich alle als problematisch erwiesen. Zwar finden sicher entsprechende Internalisierungsvorgänge statt, aber relativ wenige Routineinteraktionen scheinen durch tiefgehend internalisierte normative Muster geleitet zu sein; im Gegenteil: „Rather than a community of well-programmed social robots, human society appears pervaded by unremarked and routine deviance from cultural standards and ideals, so much so that variations from normatively prescribed behavior are often statistically normal“ (Stokes und Hewitt 1976, S. 840). Besonders bedeutend dürfte jedoch die interaktionistische Kritik sein, die die innovativen, improvisatorischen und aktiven Qualitäten der Beziehung zwischen Kultur und Handlung betont. Die Interaktionisten sehen den Menschen durch die Sozialisation nicht als für alle Situationen ausgerüstet, sondern argumentieren, daß die Menschen häufig Situationen als problematisch erleben, so daß sie einen wichtigen Part bei der Definition von Situationen und ihrer Sinnggebung spielen müssen (Erving Goffman 1959, 1967, 1969, 1971; Ralph Turner 1962; Harold Garfinkel 1967; Aaron Cicourel 1970). Für die interaktionistischen Kritiker dieses Kulturkonzeptes ist Kultur nicht anders „internalisiert“ als in einem kognitiven Sinne, sondern existiert als ein Satz von Objekten, die den Menschen begegnen, wenn sie die soziale Welt „aushandeln“. Bleibt also die Frage nach der Natur der Kultur, wenn sie weder in tiefer Verinnerlichung von kulturellen Normen besteht noch individuelles Handeln beeinflußt. Wieso ist dann das Verhalten dennoch nicht völlig diskontinuierlich? Wenn Kultur nicht durch die Persönlichkeit transportiert wird, wie wird sie dann übertragen und in Gang gehalten (Stokes und Hewitt 1976, S. 840)?

Die Interaktionisten wissen aber auch keine befriedigende Antwort. Sie betonen die Fähigkeit des Menschen, Bedeutungen zu schaffen und Interaktionen geordnet ablaufen zu lassen. Soziale Ordnung wird in Begriffen gemeinsamen Handelns definiert: Situationen werden definiert, Personen richten ihr Handeln gegenseitig aneinander aus, Identitäten werden geschaffen oder transformiert, und Objekte und Ereignisse erhalten Bedeutungen, indem sie in ablaufende Interaktionen einbezogen werden. Kultur wird beständig neu geschaffen und erlaubt wiederum völlige Flexibilität in Form und Zielrichtung des Handelns (Stokes und Hewitt 1976, S. 840). Während die strukturellen Theorien die Flexibilität des Handelns nicht erklären können, vermögen die Interaktionisten nicht befriedigend zu begründen, daß Verhaltensmuster über längere Zeiträume beibehalten werden: „If structuralists have reduced conduct to an epiphenomenon of culture, interactionists seem to have created a world that is too fluid, where too much is possible and where chaos is averted only by constant footwork“ (Stokes und Hewitt 1976, S. 841).

Die Überbetonung der menschlichen Fähigkeit, auf unendlich kreative Weise auf „Problematisches“ zu reagieren, stellt eine Vernachlässigung der Dauerhaftigkeit und der Beständigkeit von verschiedenen *Objekten* dar. Das Konzept „Objekt“ spielt bei

George H. Mead eine zentrale Rolle und auch bei seinen Nachfolgern (Blumer 1969, S. 10–12; Bernard M. Meltzer 1972, S. 15–16). Der Mensch lebt in einer Welt von Objekten, in bezug auf die er handelt (physische Objekte, Ideen, andere Menschen, Handlungen etc.) und die ihre Bedeutungen durch sein Handeln ihnen gegenüber erhalten: „More precisely, objects take on meaning depending upon how people are prepared to act toward them“ (Stokes und Hewitt 1976, S. 841). Das heißt einerseits, daß ein Objekt keine Bedeutung an sich besitzt, sondern durch Handeln erhält, andererseits gilt aber: „While the meaning of objects is a function of the actions people undertake toward them, it is also correct to state that people act toward objects on the basis of their meanings“ (Stokes und Hewitt 1976, S. 841). Viele Objekte, die unsere Welt ausmachen, haben mithin eine „vorgängige“ Bedeutung in dem Sinne, daß die Menschen solchen Objekten mit einer Menge von Annahmen über diese begegnen – mit einer bestimmten Bereitschaft, auf routinisierte, vertraute und unbefragte Weise zu handeln. Um sicher zu sein, müssen diese Bedeutungen verifiziert werden, wenn Personen in bezug auf vertraute Objekte mit Routinehandeln reagieren wollen und z. B. feststellen, daß ihre Handlungslinien nicht zu Ende geführt werden können.

Die Interaktionisten haben sich auf die Beziehung zwischen Verhalten und Bedeutungen konzentriert, wobei Objekte als Produkte dieser beiden gefaßt werden und nicht umgekehrt: Verhalten als Reaktion auf bedeutungsvolle Objekte. Die Beziehungen zwischen Objekten, Handlungen und Bedeutungen sind solche gegenseitiger Determination. In manchen Fällen beeinflussen schon vorhandene Objekte das Verhalten ganz massiv und seine Bedeutung; in anderen schafft beabsichtigtes Handeln neue Objekte oder schreibt vertrauten Objekten neue Bedeutungen zu. Die dominante interaktionistische Richtung hat diese Reflexivität zwischen Objekten, Handlungen und Bedeutungen vernachlässigt, und damit ergeben sich ähnliche Mängel der interaktionistischen Theorie wie bei der strukturellen Theorie: Erstere übertreibt die Fähigkeit des Menschen, sich an neue Situationen anzupassen und neue Objekte zu schaffen, und übersieht, daß viele Objekte existieren und eingeübte Verhaltensweisen diesen Objekten gegenüber ebenfalls. Die strukturelle Theorie übertreibt die Dauerhaftigkeit und kommt zu einem kulturellen Determinismus, der Wandel nicht plausibel erklären kann. Stokes und Hewitt (1976) zeigen, daß durch eine subtilere und differenziertere Entfaltung der beiden theoretischen Richtungen und durch die Aufhebung unbegründeter einseitiger Akzentuierungen ganz neue Verbindungen zwischen Kultur, Handlungen, Objekten und Bedeutungen theoretisch formulierbar werden, daß vor allem die Bewältigung problematischer Situationen theoretisch bündig analysierbar wird. Diese Arbeit dokumentiert vorzüglich, daß strukturell-funktionale und interaktionistisch-phänomenologische Ansätze einander unbegründet attackieren bzw. daß sie sich sehr wohl gegenseitig befruchten können. Vieles an dem Streit um die subjektive oder objektive Definition sozialer Probleme ließe sich als Streit um Scheinprobleme, um falsch gewählte Akzentuierungen erweisen, wenn die Erkenntnisse von Stokes und Hewitt systematisch in die Theorie sozialer Probleme eingebracht würden.

Die ausführliche Darstellung und Analyse der bisherigen Positionen sollte zeigen, daß wir von einer ausgewogenen und theoretisch adäquaten Diskussion zur Bildung einer Theorie sozialer Probleme noch weit entfernt sind, auch wenn die Fortschritte in den

letzten Jahren beachtlich waren. Erste Grundsteine zur Errichtung eines solchen Theoriegebäudes sind gesetzt, ihre Tragfähigkeit sollte umfassend diskutiert werden, damit die vorwissenschaftliche Phase der Soziologie sozialer Probleme alsbald überwunden werden kann – und wer wollte das nicht?

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Es kann nicht geleugnet werden, daß berechtigte Zweifel möglich sind, ob es sinnvoll ist, eine spezifische Konstruktion einer „Theorie sozialer Probleme“ zu betreiben bzw. zu versuchen, neben den vorhandenen soziologischen „Teiltheorien“ eine solche Theorie zu entwickeln. Besonders deutlich und begründet hat dies *Melvin Kohn* (1976) vorgetragen.

<sup>2</sup> Vgl. dazu *Kohn* (1976). Hierzu, meine ich, könnte man einen pragmatischen Kommentar abgeben. Es gibt sicher keinen prinzipiellen Unterschied zwischen „normalen“ soziologischen Theorien und einer „Theorie sozialer Probleme“, und deshalb sollte man nicht versuchen, eine entsprechende Theorie als „alternative“ Theorie zu entwickeln. Aber, und darauf kommt es hier an, nur unter dem Zwang, eine umfassendere theoretische Grundlage für die Analyse sozialer Probleme zu entwickeln, wird die Soziologie sozialer Probleme das Stadium der Vorwissenschaftlichkeit endgültig verlassen. Mit Sicherheit galt nämlich bis vor kurzer Zeit *Blau*s Diagnose (*Blau* 1975): Die Forschungen zu sozialen Problemen weisen sich dadurch aus, daß sie *anti-systematisch*, *anti-theoretisch* und *anti-quantitativ* sind – und nebenbei auch strukturelle Aspekte tendentiell vernachlässigen. Zu ergänzen ist vielleicht die z. T. gegensätzliche Position von *H. J. Gans* (1975), der nach den Beiträgen von *Blumer*, *Kitsuse* und *Spector* eine ausreichende theoretische Fundierung gesichert sieht und den Übergang zu neuen *empirischen* Analysen fordert. Ein Symptom für den bisherigen Gesamtzustand könnte man in der These von *Spector* und *Kitsuse* (1975) sehen, daß sich die mangelnde Systematik und theoretische Konsistenz der bisher vorliegenden Arbeiten daraus ergibt, daß die theoretischen Beiträge zur Soziologie sozialer Probleme weitgehend Vorworte von „Readern“ zu „social problems“ sind.

<sup>3</sup> Wir werden sehen, daß von vielen Autoren nicht nur die Beteiligung der Soziologen an diesen Karriereverläufen diagnostiziert (*Bryce-Laporte* 1976; *Bogdan* 1975), sondern ausdrücklich gefordert (*Bogdan* 1975; *Manis* 1974a und 1974b), von anderen wiederum als nicht vermeidbar, aber problematisch und zu reflektierend eingeschätzt wird (*Spector* und *Kitsuse* 1975; *Bensman* 1976), während wiederum andere bzw. z. T. die gleichen Autoren die bisherige Zurückhaltung der Soziologen in dieser zentralen Frage beklagen (*Bensman* 1976; *Blumer* 1975 bzw. 1971).

<sup>4</sup> Vgl. dazu *Brauksiepe* (1975), *Breed* (1955), *Chibnall* (1975), *Cohen* und *Young* (1973), *Donohue*, *Tichenor* und *Olien* (1972), *Flegel* und *Chaffee* (1971), *Gieber* (1960), *Hubbard*, *Defleur* und *Defleur* (1975), *MacDougall* (1948), *Schwartz* (1973), *Sigelman* (1973), *Tuchman* (1972, 1973) sowie *Tunstall* (1971).

<sup>5</sup> Gegen die Systematik von *Rubington* und *Weinberg* (1971) spricht z. B. die Tatsache, daß der struktur-funktionale Beitrag von *Merton* zur Theorie sozialer Probleme schon durch seine Definition sozialer Probleme nicht-klassifizierbar wird; denn er faßt „soziale Probleme“ als Oberbegriff für „soziale Desorganisation“ und „abweichendes Verhalten“. Er hat mithin sowohl den Desorganisations- als auch den „Ansatz abweichenden Verhaltens“, allerdings nicht voll-integriert, zusammengepackt. Weiterhin weist der Wert-Konflikt-Ansatz in weiten Teilen solche Ähnlichkeiten mit dem „Labeling-Ansatz“ auf, daß viele Beiträge nur begrenzt unter eine dieser beiden Kategorien *allein* zu subsumieren sind. Insgesamt ergibt sich der Eindruck, daß die Einteilungskriterien bei *Rubington* und *Weinberg* z. T. auf unterschiedlichen Ebenen liegen, so daß sie allenfalls einen begrenzten *heuristischen* Wert besitzen.

<sup>6</sup> Vgl. z. B. *Bend* und *Vogelfanger* (1964).

<sup>7</sup> Eine vorzügliche Kritik bzw. Parodie der bisherigen theoretischen Entwicklung und ihrer Folgenlosigkeit findet sich bei *Lemert* (1975). Ebenso könnte man *Spector* und *Kitsuse* (1975) verstehen, die sich offensichtlich fragen, welchen Einfluß Definitionen von sozialen Problemen tatsächlich auf die Auswahl der Probleme haben.

## Bibliographie

- Abel, Theodore, Reflections on the Future of Social Problems Theory. On Sociological Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 2–5.
- Albrecht, Günter, Soziale Probleme und Sozialpathologie, in: G. Kaiser, F. Sack u. H. Schellboss (Hrsg.), Kleines Kriminologisches Wörterbuch, Freiburg 1974, S. 308–312.
- Bailey, R., und J. Young, Contemporary Social Problems in Britain, Westmead 1973.
- Ball, D. W., The Family as a Sociological Problem: Conceptualization of the Taken-for-Granted as a Prologue to Social Problem Analysis, in: Social Problems 19 (1972), S. 295–307.
- Becker, Howard S., Social Problems: A Modern Approach, New York 1966.
- Bellebaum, Alfred, und Hans Braun (Hrsg.), Reader Soziale Probleme, 2 Bde., Frankfurt–New York 1974.
- Bend, E., und M. Vogelfanger, A New Look at Mills' Critique, in: B. Rosenberg, J. Gerver und F. W. Howton (Hrsg.), Mass Society in Crisis, New York–London 1964, S. 92–111.
- Bensman, Joseph, Social Theory and Social Problems, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 5–9.
- Bierstedt, Robert, On the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, Summer 1975, S. 2–3.
- Birenbaum, Arnold, und Edward Sagarin (Hrsg.), Social Problems: Private Troubles and Public Issues, New York 1972.
- Blau, Peter M., On the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, Summer 1975, S. 3.
- Blum, A. F., Methods for Recognizing, Formulating, and Describing Social Problems, in: Erwin O. Smigel (Hrsg.), Handbook on the Study of Social Problems, Chicago 1971, S. 177–205.
- Blumer, Herbert, Sociological Implications of the Thought of George Herbert Mead, in: American Journal of Sociology 71 (1966), S. 535–544.
- Blumer, Herbert, Symbolic Interactionism. Perspective and Method, Englewood Cliffs, NJ., 1969.
- Blumer, Herbert, Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., 1. Bd., Reinbek 1973, S. 80–146.
- Blumer, Herbert, Social Problems as Collective Behavior, in: Social Problems 18 (1971), S. 298–306; deutsch in: Karl O. Hondrich, Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung, Reinbek 1975, S. 102–113.
- Blumer, Herbert, On the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, Summer 1975, S. 4.
- Bogdan, Robert, Reflection on the Future of Social Problems Theory: Define or be Defined, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, Summer 1975, S. 4–5.
- Brauksiepe, Bernd, Der „gatekeeper“ in der Kommunikationsforschung – Versuch einer Neuinterpretation des „gatekeeper“-Problems aus der Sicht der Interaktions- und Kommunikationstheorie George Herbert Meads, Diplomarbeit Fakultät für Soziologie, Bielefeld 1975.
- Bredemeier, H. C., und J. Toby (Hrsg.), Social Problems in America: Costs and Casualties in an Acquisitive Society, New York 1960.
- Breed, Warren, Social Control in the Newsroom: A Functional Analysis, in: Social Forces 33 (1955), S. 326–335.
- Brittan, Arthur, Meanings and Situations, London 1973.
- Bryant, C. D. (Hrsg.), Social Problems Today, Philadelphia etc. 1971.
- Bryce-Laporte, Roy S., Reflections on the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 10–11.
- Burgess, Ernest W., Social Problems and Social Processes, in: A. M. Rose (Hrsg.), Human Behavior and Social Processes, London 1962, S. 381–400.
- Caplow, Theodore, Reflections on the Future of Social Problems, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 11–13.
- Chibnall, S., The Crime Reporter: A Study in the Production of Commercial Knowledge, in: Sociology 9 (1975), S. 49–66.
- Cicourel, Aaron, Basisregeln und normative Regeln im Prozess des Aushandelns von Status und Rolle, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., 1. Bd., Reinbek 1973, S. 147–188 (zuerst 1970).
- Cicourel, Aaron V., Some Thoughts on the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, 1976, S. 13–16.

- Cohen, Stanley, und Jock Young*, *The Manufacture of News: Social Problems, Deviance, and the Mass Media*, London 1973.
- Daniels, Arlene Kaplan*, Reflections on the Future of Social Problems Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 6, 1976, S. 16–17.
- Davis, F. James*, *Social Problems: Enduring Major Issues and Social Change*, New York 1970.
- Dentler, Robert A.*, *Basic Social Problems*, Chicago 1971.
- Donohue, G., P. Tichenor und P. Olien*, Gatekeeping: Mass Media Systems and Information Control, in: *F. G. Kline und P. J. Tichenor (Hrsg.)*, *Current Perspectives in Mass Communication Research*, London 1972, S. 49 f.
- Douglas, Jack D. (Hrsg.)*, *Freedom and Tyranny: Social Problems in a Technological Society*, New York 1970.
- Douglas, Jack D.*, *Defining Americas Social Problems*, Englewood Cliffs, N. J., 1974.
- Dynes, Russell R., A. C. Clark, Simon Dinitz und J. Ishima*, *Social Problems, Dissensus and Deviation in an Industrial Society*, New York 1964.
- Eisenstadt, Shmuel N. (Hrsg.)*, *Comparative Social Problems*, New York 1964.
- Elliot, M. A.*, Social Problems and Social Theories, Dilemmas and Perspectives, in: *Alvin W. Gouldner und S. M. Miller (Hrsg.)*, *Applied Sociology: Opportunities and Problems*, New York–London 1966, S. 358–411.
- Etzioni, Amitai, und S. Heidt*, Societal Guidance: Towards a Theory of Social Problems, in: *Erwin O. Smigel (Hrsg.)*, *Handbook on the Study of Social Problems*, Chicago 1971, S. 59–82.
- Flegel, R. C., und S. H. Chaffee*, Influences of Editors, Readers and Personal Opinion On Reporters, in: *Journalism Quarterly* 48 (1971), S. 645–651.
- Freeman, H. E., und W. C. Jones*, *Social Problems. Causes and Controls*, Chicago 1971.
- Freedman, W., und C. St. Sklaren (Hrsg.)*, *Contemporary Social Problems*, Springfield, Ill., 1972.
- Fuller, Richard*, Sociological Theory and Social Problems, in: *Social Forces* 15 (1937), S. 496–502.
- Fuller, Richard*, The Problem of Teaching Social Problems, in: *American Journal of Sociology* 44 (1938), S. 415–435.
- Fuller, Richard*, Social Problems, in: *R. E. Park (Hrsg.)*, *An Outline of Principles of Sociology*, New York 1939, S. 3–59.
- Fuller, Richard, und Richard R. Myers*, Some Aspects of a Theory of Social Problems, in: *American Sociological Review* 6 (1941a), S. 24–31.
- Fuller, Richard, und Richard R. Myers*, The Natural History of a Social Problem, in: *American Sociological Review* 6 (1941b), S. 320–328.
- Gans, Herbert J.*, The Positive Functions of Poverty, in: *American Journal of Sociology* 78 (1972), S. 275–289.
- Gans, Herbert J.*, Some Reflections on the Future of Social Problems Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 4, Summer 1975, S. 5–6.
- Garfinkel, Harold*, *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N. J., 1967.
- Gieber, W.*, Two Communicators of the News: A Study of the Roles of Sources and Reporters, in: *Social Forces* 39 (1960), S. 76–80.
- Goffman, Erving*, *The Presentation of Self in Everyday Life*, Garden City 1959.
- Goffman, Erving*, *Interaction Ritual*, Garden City 1967.
- Goffman, Erving*, *Strategic Interaction*, Philadelphia 1969.
- Goffman, Erving*, *Relations in Public*, New York 1971.
- Green, A. W.*, *Social Problems. Arena of Conflict*, New York 1975.
- Gusfield, Joseph R.*, Social Problems From Two Perspectives, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 6, Summer 1976, S. 17–19.
- Hackler, Jim*, On Washing Hands, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 4, Summer 1975, S. 7–8.
- Hall, Peter M., und John P. Hewitt*, The Quasi-Theory of Communications and the Management of Dissent, in: *Social Problems* 18 (1970), S. 17–27.
- Hewitt, John P., und Peter M. Hall*, Social Problems, Problematic Situations, and Quasi-Theories, in: *American Sociological Review* 38 (1973), S. 367–374.
- Hewitt, John P., und Randall Stokes*, Disclaimers, in: *American Sociological Review* 40 (1975), S. 1–11.
- Hewitt, John P.*, *Self and Society. A Symbolic Interactionist Social Psychology*, Boston 1976.
- Hondrich, Karl O.*, Soziale Probleme, soziologische Theorie und Gesellschaftsplanung, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie*, 1974.



- Hondrich, Karl O.*, Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung, Reinbek 1975.
- Horowitz, Irving L.*, The Sociology of Social Problems: A Study in the Americanization of Ideas, in: *ders.*, Professing Sociology: Studies in the Life Cycle of Social Science, Chicago 1968.
- Horton, Paul B.*, und *Gerald R. Leslie*, Studies in the Sociology of Social Problems, New York 1971.
- Horton, Paul B.*, Some Reflections on the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 19–20.
- Horton, Paul B.*, und *Gerald R. Leslie*, The Sociology of Social Problems, New York 1970 (zuerst 1955).
- Hubbard, J. C.*, *Melvin L. DeFleur* und *Lois B. DeFleur*, Mass Media Influences On Public Conceptions of Social Problems, in: Social Problems 23 (1975), S. 22–34.
- Jacobs, Jerry*, A Note on Some Problems in „The Future of Social Problems Theory“, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, Summer 1976, S. 21.
- Johnson, Elmer H.*, Social Problems of Urban Man, Homewood, Ill., 1973.
- Julian, Joseph*, Social Problems, New York 1973.
- Kavolis, V.* (Hrsg.), Comparative Perspectives On Social Problems, Boston 1969.
- Kinck, J. W.* (Hrsg.), Social Problems in the World Today, Reading, Mass., 1974.
- Kirk, H. David*, Reflections On the Future of the Social Problems Theory Division, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, 1976, S. 21–23.
- Kitsuse, John I.*, und *Malcolm Spector*, Toward a Sociology of Social Problems: Social Conditions, Value-Judgements, and Social Problems, in: Social Problems 20 (1973), S. 407–419.
- Kitsuse, John I.*, und *Malcolm Spector*, Social Problems and Deviance: Some Parallel Issues, in: Social Problems 22 (1975), S. 584–594.
- Kohn, Melvin L.*, Reflections on the Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 6, 1976, S. 24–26.
- Landis, J. R.* (Hrsg.), Current Perspectives On Social Problems, Belmont, Cal., 1966.
- Lemert, Edwin M.*, Social Pathology, New York 1951.
- Lemert, Edwin M.*, Is There a Natural History of Social Problems?, in: American Sociological Review 16 (1951), S. 217–233.
- Lemert, Edwin M.*, The Problem of Social Problems Theory, in: *E. Rubington* und *M. S. Weinberg* (Hrsg.), The Study of Social Problems. Five Perspectives, New York etc. 1971, S. 112–117.
- Lemert, Edwin M.*, A Fable Without an Ending, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, 1975, S. 8–10.
- Lindenfeld, F.* (Hrsg.), Radical Perspectives on Social Problems, 2. Aufl. New York–London 1965.
- Lowry, Ritchie P.*, Social Problems – A Critical Analysis of Theories and Public Policy, Lexington, Mass., 1974.
- MacDougall, Curtis D.*, Interpretative Reporting, New York 1948.
- McHugh, Peter*, Defining the Situation, New York 1968.
- Manis, Jerome G.*, und *Bernard N. Meltzer* (Hrsg.), Symbolic Interaction, Boston 1973.
- Manis, Jerome G.*, The Concept of Social Problems: Vox Populi and Sociological Analysis, in: Social Problems 21 (1974a), S. 305–315.
- Manis, Jerome G.*, Assessing the Seriousness of Social Problems, in: Social Problems 22 (1974b), S. 1–15.
- Mankoff, Milton* (Hrsg.), The Poverty of Progress. The Political Economy of American Social Problems, New York 1972.
- Manning, Peter K.*, The Future of Social Problems Theory, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, 1975, S. 10–11.
- Matthes, Joachim*, und *Fritz Schütze*, Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit, in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, 2 Bde., Bd. 1, Reinbek 1973, S. 11–53.
- Mauss, A. L.*, Social Problems and Social Movements, New York 1975.
- McClung Lee, Alfred*, Soziale Probleme, in: *W. Bernsdorf* (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1969, S. 986–989.
- McDonagh, E. Ch.*, und *J. E. Simpson*, Social Problems, Persistent Challenge, New York 1969.
- Mayhew, Leon*, On the Prospects for a Theory of Social Problems, in: Social Problems Theory Division Newsletter, Nr. 4, 1975, S. 12–13.
- Mead, George Herbert*, The Philosophy of the Act, Chicago 1938.

- Meltzer, Bernard N., Meads Social Psychology, in: *Jerome Manis und Bernard Meltzer (Hrsg.)*, Symbolic Interactionism: A Reader in Social Psychology, Boston 1972, S. 4–22.
- Meltzer, Bernard N., John W. Petras und Larry T. Reynolds, Symbolic Interactionism. Genesis, Varieties and Criticism, London 1975.
- Merton, Robert K., On Theoretical Sociology, New York 1967.
- Merton, Robert K., und Robert Nisbet (Hrsg.), Contemporary Social Problems, 3. Aufl. New York etc. 1971.
- Merton, Robert K., Social Problems and Sociological Theory, in: *ders.*, und Robert Nisbet (Hrsg.), Contemporary Social Problems, 3. Aufl. New York etc. 1971, S. 793–845.
- Miller, S. M., P. A. Roby und D. Joslin, Social Issues of the Future, in: *Erwin O. Smigel (Hrsg.)*, Handbook on the Study of Social Problems, Chicago 1971, S. 673–696.
- Mills, C. Wright, The Professional Ideology of Social Pathologists, in: *B. Rosenberg, J. Gerver und F. W. Howton (Hrsg.)*, Mass Society in Crisis. Social Problems and Social Pathology, New York–London 1964, S. 92–111; zuerst in: *American Journal of Sociology* 49 (1943), S. 165–180.
- Moore, Joan W., On Social Problems Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 6, 1976, S. 26–28.
- Nisbet, Robert, The Study of Social Problems, in: *Robert K. Merton u. Robert Nisbet (Hrsg.)*, Contemporary Social Problems, 3. Aufl. New York etc. 1971, S. 1–25.
- Oppenheimer, Martin, Macro Problems Require Macro Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 4, 1975, S. 13–15.
- Parsons, Talcott, Societies: Evolutionary and Comparative Perspectives, Englewood Cliffs, N. J., 1966.
- Perrucci, Robert, und Marc Pilisuk (Hrsg.), The Triple Revolution Emerging: Social Problems in Depth, Boston 1971.
- Raab, E. (Hrsg.), Major Social Problems, New York 1973.
- Rainwater, Lee (Hrsg.), Inequality and Justice. Social Problems and Public Policy. A Survey of Inequalities of Class, Status, Sex and Power, Chicago 1974 (a).
- Rainwater, Lee (Hrsg.), Deviance and Liberty. Social Problems and Public Policy. A Survey of Modern Perspectives on Deviant Behavior, Chicago 1974 (b).
- Reasons, Charles E., The Politics of Drugs: An Inquiry in the Sociology of Social Problems, in: *Sociological Quarterly* 15 (1974), S. 381–404.
- Reissman, L., The Solution Cycle of Social Problems, in: *The American Sociologist* 7 (1972), S. 7–9.
- Riecken, H. W., Social Science and Social Problems, in: *Social Science Information* 18 (1969), S. 101–129.
- Rose, Arnold M., History and Sociology of the Study of Social Problems, in: *Erwin O. Smigel (Hrsg.)*, Handbook On the Study of Social Problems, Chicago 1971, S. 3–18.
- Rose, Arnold M., Theory for the Study of Social Problems, in: *Social Problems* 4 (1956), S. 189–199.
- Rose, Arnold M., Law and the Causation of Social Problems, in: *Social Problems* 16 (1968/1969), S. 33–43.
- Ross, R., und G. J. Staines, The Politics of Analyzing Social Problems, in: *Social Problems* 20 (1972), S. 18–40.
- Rubington, Earl, und Martin S. Weinberg (Hrsg.), The Study of Social Problems. Five Perspectives, New York–London 1971.
- Sagarin, Edward, Social Problems Theory and Deviance Theory – Two Animals or One?, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 6, 1976, S. 28–29.
- Schur, Edwin M., Recent Social Problems Texts: An Essay-Review, in: *Social Problems* 10 (1962), S. 287–293.
- Schwartz, T. P., Social Problems Awareness Manifested Through Sociological Research, Newspapers, and Creative Literature, in: *The Sociological Quarterly* 14 (1973), S. 53–67.
- Scarpitti, F. R. (Hrsg.), Social Problems, New York 1974.
- Scott, Marvin, und Stanford Lyman, Accounts, in: *American Sociological Review* 33 (1968), S. 46–62.
- Sigelman, L., Reporting the News: An Organizational Analysis, in: *American Journal of Sociology* 79 (1973), S. 132–151.
- Smigel, Erwin O. (Hrsg.), Handbook On the Study of Social Problems, Chicago 1971.

- Smigel, Erwin O.*, The Sociology of a Social Problems Handbook, in: *ders.* (Hrsg.), Handbook On the Study of Social Problems, Chicago 1971, S. VII–XIV.
- Spector, Malcolm*, und *John I. Kitsuse*, Social Problems: A Re-Formulation, in: *Social Problems* 21 (1973), S. 145–159.
- Spector, Malcolm*, und *John I. Kitsuse*, Some Observations On the Future of Social Problems Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 4, 1975, S. 15–17.
- Stokes, Randall*, und *John P. Hewitt*, Aligning Actions, in: *American Sociological Review* 41 (1976), S. 838–849.
- Sykes, Gresham M.*, *Social Problems in America*, Glenview, Ill., 1971.
- Tallman, Irving*, und *Reece McGee*, Definition of a Social Problem, in: *Erwin O. Smigel* (Hrsg.), *Handbook on the Study of Social Problems*, Chicago 1971, S. 19–59.
- Tuchman, Gaye*, Making News by Doing Work: Routinizing the Unexpected, in: *American Journal of Sociology* 79 (1973), S. 110–131.
- Tuchman, G.*, Objectivity as Strategic Ritual: An Examination of Newsmen's Notions of Objectivity, in: *American Journal of Sociology* 77 (1972), S. 660–670.
- Tumin, Melvin*, The Functionalist Approach to Social Problems, in: *Social Problems* 12 (1965), S. 379–388.
- Tunstall, Jeremy*, *Journalists at Work*, London 1971.
- Turner, Ralph*, Role-Taking: Process Versus Conformity, in: *Arnold M. Rose* (Hrsg.), *Human Behavior and Social Processes*, Boston 1962, S. 87–106.
- Van den Berghe, Pierre L.*, How Problematic Are Social Problems?, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 4, 1975, S. 17–18.
- Waller, Willard*, Social Problems and the Mores, in: *American Sociological Review* 1 (1936), S. 922–934.
- Weinberg, I.*, Social Problems That Are No More, in: *Erwin O. Smigel* (Hrsg.), *Handbook on the Study of Social Problems*, Chicago 1971, S. 637–672.
- Weinberg, Martin S.*, und *Earl Rubington* (Hrsg.), *The Solution of Social Problems. Five Perspectives*, New York–London 1973.
- Weinberg, S. K.*, Social-Action Systems and Social Problems, in: *A. M. Rose* (Hrsg.), *Human Behavior and Social Processes*, Boston 1962, S. 401–424.
- Weinberg, S. K.* (Hrsg.), *Social Problems in Modern Urban Society*, 2. Aufl. Englewood Cliffs, N. J., 1970.
- Westhues, Kenneth*, Social Problems As Systemic Costs, in: *Social Problems* 20 (1973), S. 419–431.
- Willer, David*, und *Douglas Heckathorn*, Reflections of Social Problems Theory, in: *Social Problems Theory Division Newsletter*, Nr. 6, 1976, S. 29–30.
- Williamson, J. B.*, *J. F. Boven* und *L. Evans* (Hrsg.), *Social Problems: The Contemporary Debate*, Boston–Toronto 1974.
- Wilson, Thomas P.*, Conceptions of Social Interaction and Forms of Sociological Explanation, in: *American Sociological Review* 35 (1970), S. 697–709; deutsche Übersetzung in: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen* (Hrsg.), *Alltagwissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Reinbek 1973, S. 54–79.
- Winter, J. A.*, *J. Rabow* und *M. Chester* (Hrsg.), *Vital Problems for American Society*, New York 1968.
- Wrong, Dennis*, The Oversocialized Conception of Man in Modern Sociology, in: *American Sociological Review* 26 (1961), S. 183–193.